

Veröffentlichungsreihe der Technischen Universität Berlin:
Forschungsbericht aus der Abteilung Psychologie im
Institut für Sozialwissenschaften (ISSN 1433-9218)

Forschungsbericht, Nr. 1-2000

2000-1

Heidi Möller und Wolfgang Hegener (Hrsg.)

Psychotherapie – Profession oder Wissenschaft
Symposium zur Ehrung von Frau Prof. Dr. Eva Jaeggi

Heidi Möller, Technische Universität Berlin, Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften –
HAD 40 Hardenbergstr. 4-5, 10623 Berlin, e-mail: dr.heidi_moeller@t-online.de

Wolfgang Hegener, Viktoria-Luise-Platz 12a, 10777 Berlin, e-mail: w.hegener@tu-berlin.de

Der Bericht findet sich ebenfalls im Internet: <http://www.tu-berlin.de/fb7/ifs/psychologie/reports/>

Forschungsbericht aus der Abteilung Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften

Impressum

Technische Universität Berlin
Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften

Herausgeberschaft

Prof. Dr. Dietmar Görlitz
Prof. Dr. Hans Joachim Harloff
Prof. Dr. Eva Jaeggi
Prof. Dr. Gerd Jüttemann
Prof. Dr. Dr. Heiner Legewie

Redaktion

Dr. Günter Mey

Redaktionsadresse

Technische Universität Berlin
Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften
Sekt. HAD 40
Hardenbergstraße 4-5, D-10623 Berlin
Telefon 030 / 314-25286, -24770
Fax 030 / 314-79474
e-mail Mey@gp.tu-berlin.de

Druck

Technische Universität Berlin

ISSN 1433-9218

Zusammenfassung

Zur Verabschiedung und zu Ehren von Frau Prof. Dr. Eva Jaeggi, die seit Herbst 1999 nicht mehr als Hochschullehrerin für Klinische Psychologie an der TU Berlin tätig ist, fand am 12. Februar 2000 ein Symposium statt. Die dort gehaltenen Beiträge versuchen einen Rückblick auf ihre berufliche Geschichte bzw. "eine Reise durch ihre intellektuelle Biographie". In einer Mischung aus persönlichen Erinnerungen und fachlichen Beiträgen wird Eva Jaeggi in ihren zahlreichen Funktionen und Tätigkeiten als Hochschullehrerin (Carmen Cordiviola), als Betreuerin von Dissertationen (Brigitte Müller-Bülow), als Kollegin und politische Mitstreiterin (Irma Gleiss, Heiner Legewie, Thomas Leithäuser) sowie als Weiterbildungsteilnehmerin in der psychoanalytischen Ausbildung (Heinrich Wiesweg) präsentiert. Daneben wurden mit Fachvorträgen einige der vielen Themen vorgestellt, mit denen sich Eva Jaeggi seit Jahren intensiv in Publikationen sowie in Lehre und Forschung beschäftigt; dazu gehören die Vorträge von Herrn Buchholz und Herrn Beland, die zur Frage der psychotherapeutischen Profession und zur Symbol- und Sprachtheorie vorgetragen haben (dazu auch der Beitrag von Wolfgang Hegener).

Stichworte: Klinische Psychologie, Symbol- und Sprachtheorie, psychotherapeutische Profession.

Zitiervorschlag

Möller, H. & Hegener, W. (Hrsg.) (2000). Psychotherapie – Profession oder Wissenschaft. Symposium zur Ehrung von Frau Prof. Dr. Eva Jaeggi. *Forschungsbericht aus der Abteilung Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften der Technischen Universität Berlin*, Nr. 2000-1.

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	1
<i>Heidi Möller und Wolfgang Hegener, Berlin</i>	
Begrüßung	2
<i>Heidi Möller, Berlin</i>	
Grußwort des Vizepräsidenten der TU Berlin	3
<i>Jürgen Sahn, Berlin</i>	
Ein Streifzug durch Leben und Werk von Eva Jaeggi	5
<i>Heidi Möller, Berlin</i>	
Verhaltenstherapie und Weltrevolution – die Jahre am P.I.	10
<i>Irma Gleiss, Berlin</i>	
“Alles ist ja nur symbolisch zu nehmen, und überall steckt noch etwas anderes dahinter“ (Goethe) – Warum Eva Jaeggi nicht Verhaltenstherapeutin geblieben ist	14
<i>Wolfgang Hegener, Berlin</i>	
Sprache – Ödipus – Symbol	18
<i>Hermann Beland, Berlin</i>	
“Gibt es auch Wahnsinn, hat es doch Methode“ – Eva Jaeggi als forschende Praktikerin und praktizierende Forscherin	27
<i>Heiner Legewie, Berlin</i>	
Psychotherapie – Profession oder Wissenschaft?	34
<i>Michael Buchholz, Göttingen</i>	
Leben und Arbeiten mit Eva Jaeggi: Vignetten aus der Perspektive	
➤ einer Promovendin: <i>Brigitte Müller-Bülow, Mettmann</i>	48
➤ eines Kollegen: <i>Michael Heine, Berlin</i>	50
➤ einer Studierenden: <i>Carmen Cordiviola, Berlin</i>	53
➤ eines Mitbegründers der NGfP: <i>Thomas Leithäuser, Bremen</i>	55
➤ eines Mitschülers: <i>Heinrich Wiesweg, Berlin</i>	58
Ein Projekt mit Perspektive – die Ausbildung in tiefenpsychologisch fundierter Psychotherapie	60
<i>Günter Gödde, Berlin</i>	
Autorinnen und Autoren	65
Anhang - Pressestimmen	
Zu jung, um alt zu sein (TU intern, Nr. 2-3/2000), <i>Monika Hoffmann</i>	68
Provokateurin des Intellekts (Tagesspiegel v. 21.2.2000)	69
Die Menschenbummlerin (Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 17.2.2000)	70

Vorwort der Herausgeber

Heidi Möller und Wolfgang Hegener

Eva Jaeggi ist im letzten Jahr 65 Jahre alt geworden und seit Herbst 1999 nicht mehr als Hochschullehrerin für Klinische Psychologie an der TU Berlin beschäftigt – Gründe genug für uns, die wir mit ihr als Freunde und Kollegen zum Teil schon seit etlichen Jahren und in vielfältigen beruflichen Bezügen zusammenarbeiten, sie zu feiern.

Von Beginn an schwebte uns dabei ein Rückblick auf ihre berufliche Geschichte oder, wie wir es dann erweitert genannt haben, “eine Reise durch ihre intellektuelle Biographie“ vor; es sollte eine Mischung aus persönlichen Erinnerungen und fachlichen Beiträgen sein. Wir wollten Eva Jaeggi in ihren zahlreichen Funktionen und Tätigkeiten als Hochschullehrerin (Carmen Cordiviola), als Betreuerin von Dissertationen (Brigitte Müller-Bülow), als Kollegin und politische Mitstreiterin (Irma Gleiss, Heiner Legewie, Thomas Leithäuser) sowie als Weiterbildungsteilnehmerin in der psychoanalytischen Ausbildung (Heinrich Wiesweg) präsentieren. Daneben war es uns wichtig, mit Fachvorträgen einige der vielen Themen vorzustellen, mit denen sich Eva Jaeggi seit Jahren intensiv in Publikationen sowie in Lehre und Forschung beschäftigt. Wir sind froh, dass wir dafür Herrn Buchholz und Herrn Beland gewinnen konnten, die zur Frage der psychotherapeutischen Profession und zur Symbol- und Sprachtheorie vorgetragen haben (dazu auch der Beitrag von Wolfgang Hegener).

Schließlich sollte auf diesem Symposium auch ein Ausblick auf die kommenden Jahre und künftigen Projekte von Eva Jaeggi gewagt werden. Wir haben uns für ein Projekt entschieden, von dem wir wissen, dass es ihr sehr am Herzen liegt (siehe den Beitrag von Günter Götde): Seit einiger Zeit ist Eva Jaeggi fachliche Leiterin des Schwerpunkts Tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie in der Ausbildung zum Psychologischen Psychotherapeuten an der Berliner Akademie für Psychotherapie – sie tut dies, wie gewohnt, mit großer Freude und hohem Engagement. Wir sind gespannt auf ihre Erfahrungen mit diesem Projekt und die von ihr zu erwartenden Veröffentlichungen zum Thema, das von so vielen Klischees verdeckt und kaum erforscht ist.

Wir gehen davon aus, dass wir im Namen aller Kollegen und Freunde sprechen, wenn wir uns bei Eva Jaeggi für die vielen Jahre der beglückenden Zusammenarbeit bedanken und auf viele weitere Jahre mit ihr hoffen.

Frau Dr. Kerstin Rieder und Herrn PD Dr. Christoph Klotter gilt unser Dank für Ihre tatkräftige Mithilfe bei der Vorbereitung des Symposiums, Frau Elke Paetzold-Teske möchten wir für die Vorbereitung des Druckmanuskripts herzlich danken.

Begrüßung

Heidi Möller

Sehr geehrter Herr Vizepräsident, meine Damen und Herren, liebe Eva,

ich möchte Sie auch im Namen von Dr. Wolfgang Hegener, mit dem ich gemeinsam das Programm erstellt habe, ganz herzlich zum Symposium für Eva Jaeggi begrüßen. Ich freue mich, dass so viele Wissenschaftler, Freunde, Kollegen und Studierende von nah und fern den Weg hierher gefunden haben. Ich werte dies als Ausdruck des Dankes, den so viele von uns Eva Jaeggi schulden: Dank für ihre Herzlichkeit, Dank für ihre Gastfreundschaft – ja, auch Wissenschaftlerinnen können vorzüglich kochen, Dank für ihre Unkonventionalität und ihr Kämpferintum, dass in den letzten Jahren deutlich zunimmt. Ich möchte Sie einladen, die Reise durch die intellektuelle Biografie von Eva Jaeggi anzutreten. Viele von uns, die mit ihr arbeiten, wissen ihre Unterstützung zu schätzen, wissen wieviel Mut sie machen kann, wieviel Optimismus sie ausstrahlt – und vor allem – ich halte es für ihre hervorstechende Eigenschaft, wie sie es versteht, in Forschung und Lehre und vermutlich auch in der Arbeit mit Patienten, Über-Ich-Druck mildernd zu intervenieren. Ihr gelingt es mit ihrer Freude an intellektueller Arbeit zu infizieren und Begeisterung für die Forschung zu vermitteln.

Als ich mich 1990 als Knastpsychologin auf die wissenschaftliche Mitarbeiterinnenstelle im Lehrgebiet Klinische Psychologie bewarb, las ich selbstverständlich alle mir zugänglichen Schriften von Eva Jaeggi, u.a. "Psychologie und Alltag". Der Aufsatz "Die Verdrängung des Intellekts an der modernen Universität: eine Gemeinschaftsarbeit von Lehrenden und Lernenden" ließ mein Herz höher schlagen. Nun gab es endlich eine, die meine sechs Jahre Psychologiestudium in Münster und Bochum auf den Punkt brachte. Mein schwelender Unmut hatte Worte gefunden. Dort musste ich hin – und etwas besseres hätte mir nicht passieren können.

An dieser Stelle möchte ich gern die unsichtbaren Geister, die an der Vorbereitung beteiligt waren, sichtbar machen: Horst Michna, der Sekretär der Abteilung, Dr. Kerstin Rieder, PD Dr. Christoph Klotter, Dr. Monika Hoffmann und Stefan Brandt.

Ich wünsche uns allen einen vergnüglichen Nachmittag der Begegnung und Erkenntnis!

Grußwort des Vizepräsidenten der TU Berlin

Jürgen Sahm

Hochverehrte Festversammlung, meine Damen und Herren,
vor allem aber: liebe Frau Jaeggi!

Ich bringe die Grüße des Präsidenten, der heute nicht hier sein kann. So habe ich denn die Freude, beizutragen zur Ehrung einer Persönlichkeit, von der ich mir habe sagen lassen, sie finde langweilige Vorträge unverzeihlich. Ich sehe mich hier also auf dem Prüfstand und hoffe auf ein mildes Urteil.

Langweilig ist es in Ihrem Leben, liebe Frau Jaeggi, nie zugegangen. Die äußeren Zeichen Ihrer persönlichen und geistigen Mobilität sind belegbar durch die beruflichen Stationen, die Sie von Wien über Bern, die Uni in Bochum, die Columbia University in New York und die Freie Universität schließlich an die Technische Universität Berlin geführt haben, wohin Sie 1978 als Professorin für Klinische Psychologie berufen wurden. Seitdem haben Sie Ihre "Quirligkeit" in Berlin und an dieser Universität ausgelebt. Sie haben sich dabei stets Ihre Neugier bewahrt und in Ihre Arbeit eingebracht, Sie waren mit fachlichen Begrenzungen nie zufrieden, sondern immer auf der Suche nach neuen Erkenntnisfeldern. Die TU hat sich von dem Glanz Ihrer Erfolge bescheiden lassen, und wir sind Ihnen dankbar dafür. Auf der anderen Seite schließe ich aus der Tatsache, dass Sie über 20 Jahre hier geblieben sind, dass die TU Ihnen ein hinreichend interessantes Umfeld und genügend Freiraum für Ihre geistige Aktivität geboten hat.

Sie sehen es mir nach, wenn ich als Vizepräsident für Studium und Lehre auch einige Worte über die Hochschullehrerin Eva Jaeggi sage. Für Sie hatte Vermittlung stets einen hohen Stellenwert. Und Ihnen wird die seltene Gabe nachgesagt, dass Sie auch komplexe Sachverhalte nicht nur Studierenden, sondern ebenso auch jedwedem interessierten Laien glasklar zu machen verstehen. So nimmt es nicht wunder, dass Aufzeichnungen Ihrer Lehrveranstaltungen inzwischen käuflich zu erwerben sind und in ganz Deutschland unter Studierenden und ausgebildeten Psychotherapeuten reißenden Absatz finden. Was mich aber noch mehr beeindruckt, ist die Tatsache, dass Sie bei der Vermittlung des Fachwissens Ihre Hörer zugleich für die Sache zu begeistern verstehen. Es kommt nicht von ungefähr, dass Ihre Studierenden Sie bei der ersten sich bietenden Gelegenheit zum "Champion in der Lehre" gekürt haben. Die TU braucht mehr von solchen Lehrenden, die fachwissenschaftliche Exzellenz mit der Fähigkeit der verständlichen Artikulation verbinden und zugleich ansteckende Begeisterung versprühen.

Lassen Sie mich zum Schluss noch auf einen für die TU wichtigen Gesichtspunkt eingehen: den Praxisbezug. Wie Sie alle sicher wissen, diskutiert die TU seit einiger Zeit über neue Reformansätze in der Lehre, die in Form von "Leitlinien" durch den Akademischen Senat verabschiedet werden sollen. Zu den Reformmaßnahmen gehört auch eine Verstärkung des Praxisbezuges in der Lehre. Eva Jaeggi war und ist hierbei Vorbild, bei ihr gehörte der Praxisbezug schon immer zum Lehrkonzept. So hat sie für inzwischen 4 Kooperationsverträge mit Praxiseinrichtungen für studienbegleitende

Langzeitpraktika gesorgt. Besonders erwähnenswert in diesem Zusammenhang ist auch die gemeinsam mit dem Bund Deutscher Psychologen erfolgte Gründung der “Akademie für Psychotherapie“, mit der die TU Berlin seit 1997 einen Kooperationsvertrag hat, eine Einrichtung, die als einzige Ausbildungsinstitution vom Berliner Senat anerkannt ist.

So kann ich aus der Sicht der Lehre nur sagen, dass ich bedauere, dass Ihre offizielle Amtszeit, liebe Frau Jaeggi, nun zu Ende ist. Ich möchte mich für Ihr Engagement im Dienste und zum Wohle der TU bedanken, insbesondere auch für Ihre ansteckende Begeisterung und den Ansporn, den Sie für die jungen Universitätsmitglieder immer gegeben haben. Bitte bleiben Sie uns aktiv verbunden!

Ein Streifzug durch Leben und Werk von Eva Jaeggi

Heidi Möller

Eva-Maria Jaeggi kam geschichtsträchtig am 12. Februar 1934 in Wien zur Welt: Revolution in Österreich, Aufstand der Sozialdemokraten. Zum großen Kummer ihrer Mutter sprachen alle vom Kampf rot gegen schwarz und nicht von Eva-Maria.

Wofür interessieren sich Psychoanalytiker besonders: die erste Erinnerung. Wie es sich für eine Wienerin gehört, spielt diese im Prater: Eva mit braunem Samtkleid mit rosa Krügelchen fährt mit der Liliputbahn und hat einen Luftballon in der Hand. Sie ist so fasziniert, dass sie ihn voller Staunen loslässt und schier untröstlich ist.

Als Eva-Maria vier Jahre alt ist, marschiert am 13. März 1938 Hitler in Österreich ein. Evas Vater hatte gegen die Untergrundorganisation der Nazis gekämpft und die Familie wird gewarnt, dass die Unruhen des Einmarsches genutzt würden, den Vater zu töten. Das Kind wird des Nachts von der Mutter geweckt, trotz Fiebers gepackt und die Familie flieht. Eine halbe Stunde später wurde die Wohnung von den Nationalsozialisten zerschlagen. Der Vater kommt ins KZ, Eva-Marias Mutter – mit ihrer zweiten Tochter schwanger – und setzt Himmel und Hölle in Bewegung um den Vater frei zu bekommen. Eva-Maria ist in dieser Zeit bei den Großeltern und zergeht vor Sehnsucht nach der Mutter. Die Atmosphäre ist geprägt von Entsetzen und großer Aufregung. Eva kommt in einen Ganztagskindergarten und entwickelt eine Pseudodebilität. Sie versteht nichts, kann die einfachsten Rechenübungen nicht lösen und isoliert sich vollkommen. Ihr Empfinden ist dumpf, stumpf und dumm. Die Erzieherinnen erklären sie für sehr lieb, sehr ruhig, aber leider geistig behindert.

Der Mutter gelingt es, den Vater frei zu bekommen. Dieser verliert alles, seinen Arbeitsplatz, seine Pensionsberechtigung. Auch dem Onkel wird die anwaltliche Lizenz entzogen. Schwester Monika wird geboren: Recht viel Turbulenzen für ein kleines Kind.

Noch vor der Einschulung geht Eva zur Erstkommunion. Eva-Marias Mutter besteht darauf, dass ein von ihr sehr verehrter Priester dem Kind das Sakrament erteilt; sie hat Angst dieser müsse in den Krieg einrücken und würde eventuell nicht wiederkehren. Schon früh zeigt sie eine Resistenz gegen Metaphysisches. "Mama, der Jesus ist mir nicht ins Herz gerutscht, sondern in den Magen."

Ein Jahr später kommt Eva-Maria zur Schule, eine einzige Freude für sie. Aus der vermeintlich Schwachsinnigen wird die beste Schülerin der Klasse. Wenn die Familie aus dem geliebten Weitra aus den Ferien heim kommt, geht Eva gleich zum Schulgebäude, um sich diese zumindest von außen anzusehen. Die letzte Klasse der Grundschule absolviert sie dann in Niederösterreich, wo die Familie 1943-1945 kriegsbedingt evakuiert lebt. Selbst das Leben später als Fahrschülerin nach Gmünd ins Gymnasium empfindet sie als wundervoll, wenngleich sie im bitterkalten Winter um 6 Uhr das Haus verlassen muss. Zurück in Wien besuchte sie eine Klosterschule, wechselte diese aber, da sie ihr zu eng erscheint. In der Pubertät entwickelt sich ihr großes Interesse für die Philosophie, die Literatur und die Psychologie, wie wir sagen: eine Triebabwehr par

excellence. Heiss verehrt sie eine Lehrerin, eine kluge, intellektuelle Frau, mit der sie korrespondiert, diskutiert und deren Leidenschaften Geschichte, Philosophie und Psychologie die Wahl ihrer Studienfächer einfach machen. Eva engagiert sich in der katholischen Jugend in der Zeit zwischen dem 14. und 16. Lebensjahr, leitet Mädchengruppen und setzt sich intensiv mit der Frage auseinander, ob katholische Mädchen sich schminken dürfen. Bis zum Studienbeginn in Wien 1952, so fällt auf, spielen die Jungen keine Rolle. Affen werden sie von den Mädchen genannt, mit denen man nichts zu tun haben will. Nach Aufnahme des Studiums ändert sich dies – zum Glück. Das Studium – es ist ihr fad, da recht positivistisch und physiologisch ausgelegt, das war nichts für Eva, die schon mit 17 Jahren beschließt Psychotherapeutin zu werden. Nicht nur in dieser Zeit wird die Psychoanalyse als skurriles Wahnsystem allen Studierenden madig gemacht. Kurz vor Ende des Studiums nimmt Eva an einem Ost-West-Treffen in Münster teil. Sie stellt kluge Fragen, ist durchaus kritisch und engagiert, so dass ein wunderschöner Grieche ihr als Studentin bereits eine Forschungsstelle in Dortmund, dem Schoß der Arbeiterbewegung anbot. Die Sozialforschungsstelle unter der Leitung von Elisabeth Pfeil untersucht damals Nachbarschaftsbeziehungen im Ruhrgebiet. Eva wird zu einer begeisterten Forscherin, die Arbeit im Feld, das Führen von Interviews liegt ihr und sie weiss: hier werde ich mich festsetzen hier, will ich bleiben. Wen wundert es, es gelingt ihr, sie bleibt bis zur Auswertung der Studie, kehrt kurz zur Promotion 1957 nach Wien zurück und bekommt eine Stelle als Wissenschaftlerin in Dortmund. Das Freizeitverhalten des Arbeiters wird untersucht und, oh Wunder, es stellt sich heraus, diese lesen weniger als Angestellte! In Dortmund lernen sich die Österreicherin Eva und der Schweizer Urs kennen – diese Verbindung führt unmittelbar zur Hochzeitsfeier ins Sacher. Das Paar übersiedelt 1961 in die Schweiz. Als Einstieg in die Praxis ist Eva als Betriebspsychologin bei der Schweizerischen Post tätig und versucht deren Personalauswahl zu optimieren. Obwohl sie zeigen kann, dass bei den Beurteilungen der Mädchen im Postscheckamt und der anderen Lehrlinge eine 0-Korrelation zwischen Prüfungsergebnissen und Schulnoten besteht und sie damals testbegeistert die Personalauswahl verbessern konnte – sie hat gute Ergebnisse durch Extremgruppenvergleiche zeigen können, will man bei der schweizerischen Post doch lieber bei den "guten Erfahrungen" mit der bisherigen Praxis bleiben und die Moderne abwenden. Es folgt eine Tätigkeit in der Akademischen Berufsberatung, eine Art Schulpsychologie, die in der Berufsberatung von Abiturienten bestand, Kinder mit Schulschwierigkeiten helfen soll und Eva testet und testet. Es melden sich erste Zweifel und sie erlernt das projektive Testen. 1966 wird Tochter Rahel geboren, die heute als Philosophin bei Alex Honneth in Frankfurt arbeitet und promoviert.

Neben ihrer Halbtags­tätigkeit, die von der Schwiegermutter kritisch beäugt wurde, denn schließlich soll man nicht meinen, dass ihr Sohn nicht in der Lage sei, eine Frau zu ernähren, besucht sie Seminare und Vorlesungen in der Psychiatrie Bern und beginnt eine Lehranalyse. Diese Entwicklung wird durch die Übersiedlung nach Bochum – Urs hat einen Ruf dorthin erhalten – jäh unterbrochen. Eva arbeitet zunächst auf Hiwi-Basis im Studienbüro. Dort erhalten Studierende Hilfe bei persönlichen und Studienproblemen. Als Prof. Heckhausen anfragt, ob sie schon einmal etwas von Verhaltenstherapie gehört habe, sagt sie forsch ja, denn immerhin hatte sie ein halbes Buch von Wolpe gelesen und da war sie geboren, die Verhaltenstherapeutin Eva Jaeggi. Sie erhält die Leitung des Studienbüros, sitzt nachts, wenn das Kind schläft, in der Bibliothek, macht sich fit in dem neuen Ansatz der VT und entwickelt mit Kollegen wie Burgi und Dietmar Schulte, Jarg Bergold, Gottwald, etc. das Verfahren. Der Berufsverband DBV wird gegründet, der später in die DGVT aufgeht und Eva folgt ihrem Mann 1972 als Assistenz-

professorin an die Freie Universität Berlin. Die Dramatik der Vorschulzeit: "Hospiz oder Universitätsprofessorin", hat, oh Glück, eine günstige Wendung genommen. Und am Ende des Symposiums sind wir, so will ich hoffen, soweit, die Beziehung Eva Jaeggis zu Sigmund Freuds Werk verstanden zu haben.





Verhaltenstherapie und Weltrevolution – Die Jahre am P.I.

Irma Gleiss

Liebe Eva, sehr verehrte Gäste, liebe Kolleginnen und Kollegen!

Ich freue mich, dass ich heute mit Ihnen einen Blick zurück werfen darf – nicht im Zorn, sondern mit ein bisschen Wehmut. Ich habe versucht, mich zu erinnern, wie wir damals auf die Verhaltenstherapie gekommen sind, denn es war wirklich nicht leicht, von den Höhen der Weltrevolution zur Verhaltenstherapie hinabzusteigen; wir mussten intensive theoretische Arbeit leisten, um mit Eva sozusagen kompatibel zu werden. An die wichtigsten Etappen möchte ich kurz erinnern, weil nur so Evas Verdienste am P.I. angemessen gewürdigt werden können.

1968 ist für Sie alle hoffentlich immer noch eine Zahl, die mehr bedeutet als ein guter oder schlechter Jahrgang für einen trockenen Chablis. Notstandsgesetze, Vietnam und schließlich der Tod von Benno Ohnesorg haben uns die Gewissheit gegeben, dass nichts mehr sein wird wie früher, dass wieder hautnah Macht vor Recht und Gesetz gestellt wird.

Schon 1969 hat dann in Hannover der 1. Kongress für kritische und oppositionelle Psychologie stattgefunden und eine erste Phase des Umbruchs, auch am P.I., eingeleitet: eine breit angelegte “Zerschlagungskampagne“ – eine Etappe der abstrakten Negation. Die Hauptlosung war “nieder mit, weg mit“, theoretisch beeinflusst durch ein bisschen Links-Existentialismus, durch die Frankfurter Schule, durch Marcuse. In der Entlarvung des Klassencharakters der bürgerlichen Psychologie schulten wir unseren Intellekt und gingen einem Teil unserer Lehrer derart auf die Nerven, dass sie ein neues Institut gegründet haben. Dann waren wir am P.I. unter uns. Alle links, aber nicht alle gleich links. Ein Teil blieb bei der Auffassung, dass jede Psychologie nur Herrschaftswissenschaft sein kann und ging in die Produktion (oder studierte Medizin), ein Teil – dazu gehörte auch ich – ging auf die Suche nach einer alternativen Psychologie – einer revolutionären, später bescheidener, einer fortschrittlich-kritischen.

Die psychologische Grundlagentheorie fanden wir bei Leontjew, Rubinstein und Wygotski. Das war noch ein weiter Weg zur VT, denn in der sowjetischen Psychologie waren psychische Störungen ja nicht vorgesehen – mit Ausnahme der experimentellen Neurose von Pawlow.

In der Konkretisierung psychologischer Fragestellungen waren wir bestrebt, uns und die Wissenschaft aus der Rolle privilegierter Diener der bürgerlichen Klassenherrschaft zu emanzipieren; wir wollten die Wissenschaft in ihrer gesellschaftlichen Relevanz begreifen, für die Arbeiterklasse und die Massen der Lohnabhängigen von Nutzen sein. Natürlich wollten wir die Frage des Nutzens nicht im Sinne des Pragmatismus angehen, gleichsam mit umgekehrten Vorzeichen, sondern in schlüssiger Übereinstimmung mit der historisch-materialistischen Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie. Und die Lösung dachten wir uns so: die aufsteigende Klasse, der die Zukunft gehört – und dies aufgrund objektiver, gleichsam naturhaft gedachter Gesetzmäßigkeiten – ist die Arbei-

terklasse, das Industrieproletariat und das Gros der lohnabhängigen Schichten. Will die Wissenschaft Vorkämpfer des Fortschritts werden, muss sie sich als bewusster Repräsentant dieser aufsteigenden Klasse verhalten. Proletarisches Klassenbewusstsein schließt demzufolge die Möglichkeit der Erkenntnis nicht aus, sondern ist im Gegenteil Grundlage dafür.

Eine nächste Etappe führte zu den Randgruppen, u.a. zu den psychisch Kranken. Wir versuchten uns im Nachweis, dass der Kapitalismus krank macht, dass in erster Linie die unteren sozialen Schichten betroffen sind, dass das Phänomen der psychischen Störung kausal mit den kapitalistischen Produktionsverhältnissen verknüpft sei.

1968 erschien von Klaus Dörner das Buch "Bürger und Irre" und eröffnete den Weg zu einer neuen Psychiatriekritik. Aus Italien hörte man von der Antipsychiatrie und das Heidelberger Sozialistische Patientenkollektiv sorgte für Sensationen.

Zunächst – in der Gefolgschaft von Marcuse, Basaglia, Laing und Cooper, der eindimensionalen Gesellschaft und der abstrakten Negation – sahen wir in der Randgruppenarbeit den Ersatz für politisches Handeln. Unsere Praktika in der Psychiatrie wurden zu einem gewagten Abenteuer. Dann übten wir Selbstkritik an diesen anarcho-reformistischen Aktionen und es reifte die Überzeugung, dass es keine radikal politische Psychotherapie geben kann, dass es nur Psychotherapie auf der einen Seite und kritische, gesellschaftsverändernde Praxis Praxis auf der anderen Seite gibt, dass der soziale Ursprung von Krankheiten (ob Tuberkulose oder psychische Störungen) die Behandlungsnot auf individueller Ebene nicht ausschließt. Damit war Eva schon beachtlich nahe gerückt.

Unsere Vorliebe für die VT ist leider nicht sehr rätselhaft, obwohl wir mit Helmut Bach bereits die Möglichkeit hatten, ein bisschen Psychoanalyse kennenzulernen, und Bach auch geschätzt wurde.

Die VT kam uns entgegen, weil die Gefühlswelt darin keine Rolle spielt und wir ja auch in hohem Maße kopflastig waren und die Macht des Bewusstseins gewaltig überschätzten; sie entsprach am meisten unserem materialistischen Credo; und mit der VT glaubten wir, auch Patienten der unteren sozialen Schichten erreichen zu können – in der festen Überzeugung, dass die Psychoanalyse nur für sog. YAVIS-Patienten in Frage kommen kann. Möglich, dass wir auch ein bisschen über die Mauer geschielte und dabei gesehen haben, dass die deutsche Übersetzung von Eysenck zuerst in einem DDR-Verlag erschienen war, lange bevor bundesdeutsche Verlage das Buch auf den Markt brachten.

Jetzt war es soweit, es war viel Arbeit getan, Eva konnte kommen. Sie kam 1972 zum Hearing, – und mit ihrem Outfit hätte sie fast alles wieder kaputt gemacht: Schwarzweiß-paspeliertes Kleid, auf Taille, Handtäschchen und weiße Pömps – weiße Pömps!! der Inbegriff bürgerlicher Schrecklichkeiten. Und der Aufkleber auf ihrem Auto "Wählt Willi" hat, entgegen Evas Erwartung, auch nicht dazu beigetragen, die ideologischen Verdachtsmomente gegen sie zu verringern. Was sie dann im Hearing gesagt hat, klang aber weder tailliert noch schwarzweiß-paspeliert, sondern ganz vernünftig. Wir haben uns für sie entschieden.

Natürlich blieb es Eva nicht erspart, sich marxistischen Schulungen anzuvertrauen. Spätestens als es ruchbar wurde, dass sie den symbolischen Interaktionismus eigentlich gar nicht schlecht findet, dass sie von Automatisierung sprach, anstatt von industrieller Revolution, entschied die Kaderschmiede am P.I., dass die Genossin Jaeggi noch einiges zu lernen habe. Mit ihrer besonderen Begabung, Lust und Nutzen zu verbinden, hat Eva auch an diesen Bildungsangeboten Gefallen finden können.

Es ist an der Zeit, Evas Verdienste am P.I. zu würdigen. Im Großen und Ganzen, würde ich heute sagen, sie bestanden darin, dass Eva – mit Buchholz, wohl gemerkt 1999!., gesprochen – uns schon in den Jahren 1972-75 davon überzeugt hat, dass die Verhaltenstherapie als Profession (wir nannten es damals Praxis) ein relativ autonomes Funktionssystem ist, keineswegs in derart engem Bezug und Abhängigkeit von der Wissenschaft, wie dies von der offiziellen VT behauptet wurde. Sehr anschaulich hat sie dies in einem Aufsatz in der Zeitschrift "Das Argument" (1974) dokumentiert.

Für uns war das ideologisch enorm entlastend, weil wir VT lernen konnten, ohne den theoretischen Überbau des Behaviorismus mit schlucken zu müssen. Wir konnten zweigleisig vorgehen: Aneignung der praktischen Kompetenz und Theoriekritik. Außerdem konnten wir die Hoffnung behalten, die vernünftig erscheinende Praxis irgendwann an eine ideologisch akzeptable Theorie anzudocken.

Nach einigen Trockenkursen kamen leibhaftige Patienten, auch das wäre ohne Evas professionelle Autorität undenkbar gewesen. Vier Studenten durften sich an einem Patienten erproben. Es wurde viel diskutiert, besonders über die gesellschaftliche Relevanz von Therapiezielen. Ich erinnere mich z.B. an einen Patienten, den wir Mon Cherie nannten, weil er jede Woche von seiner Mutter eine Schachtel Mon Cherie geschickt bekam und darunter sehr gelitten hat. Er mochte nämlich kein Mon Cherie und er traute sich nicht, seiner Mutter das zu sagen. Einig waren wir uns, dass es reaktionär wäre ihn anzupassen, d.h. ihm beizubringen, Mon Cherie zu mögen, besser schon, er lernt, es unter die Bedürftigen zu verschenken und noch besser, er lernt, sich gegen die mütterliche Autorität zu wehren.

Ein weiteres Verdienst schließlich, dass wir durch Eva (jetzt schon mit Jarg Bergold) an die berufspolitischen und gesundheitspolitischen Realitäten herangeführt wurden. Die beginnenden 70er Jahre waren ja geprägt von großen Umwälzungen. Der Bundestag hatte die Enquete-Kommission zur Lage in der Psychiatrie beauftragt, gemessen am WHO-Standard herrschte eine alarmierende Unterversorgung, von der natürlich besonders die Patienten aus unteren sozialen Schichten betroffen waren. Gleichzeitig gab es einen sprunghaften Anstieg in der Psychologie, besonders in der klinischen Psychologie: 1960 wurden bundesweit 160 Diplome gezählt, 1972 waren es 840. Es wurde das Delegationsverfahren eingeführt und ein erster Gesetzentwurf über den nicht-ärztlichen Psychotherapeuten vorgelegt.

Der BDP hatte seit 1963 eine außeruniversitäre Postgraduierten-Weiterbildung für den klinischen Psychologen angeboten, die wir überhaupt nicht billigen wollten, weil wir damit die Entwertung des Psychologie-Diploms befürchtet haben. Das Diplom sollte nur noch als Studiumabschlussprüfung, nicht jedoch als Berufseingangsprüfung gelten. Dieser Politik setzten wir die Forderung nach einem berufsqualifizierenden Psychologiestudium entgegen. Es entstand das Projekt-Studium, für den klinischen Bereich unter der Leitung von Eva und Jarg, das sog. Rheinbabenallee-Projekt, das eben dieses leisten sollte: eine Berufseingangsqualifikation für die Bereiche Psychotherapie und Psychiatrie. In einer wunderschönen alten Villa kamen jetzt sogar psychiatrische Patienten zu uns. Einige sympathisierende Ärzte schickten uns gutmütige, chronifizierte Psychotiker, mit denen man nichts falsch machen konnte und die uns eine Menge beigebracht haben.

Eine weitere Kritik gegen den BDP war, dass er mit der Kassenzulassung für klinische Psychologen die private Kassenpraxis als erklärtes Ziel anstrebte. Das war in unseren Augen eine konzeptlose Standespolitik, die das kapitalistische Gesundheitswesen nur komplettierte, anstatt es aus den Angeln zu heben, was wir natürlich vorhatten. Mit Eva und Jarg fanden wir den Weg zu einer berufspolitischen Alternative – der GVT,

Gesellschaft zur Förderung der VT – die 1973 bereits 1.568 Mitglieder hatte, eine Gesellschaft, die keine Standespolitik betreiben wollte, sondern im Sinne des Mannheimer Kreises gewerkschaftlich orientiert war, die gegen Privatpraxen war und die Forderung vertrat, dass der nicht-ärztliche Psychotherapeut und der klinische Psychologe ausschließlich eingebunden in öffentliche Einrichtungen des Gesundheitswesens tätig werden sollte. Angebunden an diese Gesellschaft wollten wir, ohne hierarchische Strukturen, in absoluter Gleichberechtigung und gegenseitiger Supervision unsere praktischen Kompetenzen vervollständigen.

Nun ist alles ganz anders gekommen und ich komme zum Schluss:

Liebe Eva, es war eine schöne Zeit der Zusammenarbeit mit Dir am P.I., wir hatten viel Spaß an der wissenschaftlichen Arbeit, wir hatten viele wissenschaftliche Freunde und vor allem auch hinreichend viele, gemeinsame Feinde. Du hast uns mit Humor und Charme vom revolutionären Lustprinzip ans professionelle Realitätsprinzip herangeführt. – Was ich allerdings gar nicht gern verstehen will, dass wir die Psychoanalyse erst viel, viel später entdeckt haben – und deshalb hoffe ich, dass Wolfgang Hegener uns jetzt erklären wird, dass wir im Grunde unseres Herzens schon immer Psychoanalytiker gewesen sind.

“Alles ist ja nur symbolisch zu nehmen, und überall steckt noch etwas anderes dahinter“ (Goethe) – Warum Eva Jaeggi nicht Verhaltenstherapeutin geblieben ist

Wolfgang Hegener

Ich erinnere mich noch sehr gut daran, dass mir Eva Jaeggi vor einiger Zeit und eher beiläufig von der, wie sie sagte, einzig interessanten und bleibenden Lektüre in der Zeit ihrer Habilitation über “Kognitive Therapien“ Ende der 70er Jahre erzählte. Sie meinte Heinrich von Kleists Essay “Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“. Dies war sicherlich etwas übertrieben, ich wurde jedoch hellhörig und nahm mir diese kleine und köstliche Arbeit aus dem Jahre 1810 vor. Beim Lesen begann ich allmählich zu verstehen, warum Eva sich mehr und mehr aus dem allzu engen Rahmen der Kognitiven und Verhaltenstherapien heraus entwickelt und geschrieben hat und was sie schließlich in der Psychoanalyse für einen geistigen und emotionalen Horizont gefunden hat. Doch hören Sie einstimmend etwas ausführlicher Kleist:

“Wenn Du etwa wissen willst und es durch Meditation nicht finden kannst, so rate ich dir, mein lieber, sinnreicher Freund, mit dem nächsten Bekannten, der dir aufstößt, darüber zu sprechen. Es braucht nicht eben ein scharfdenkender Kopf zu sein, auch meine ich es nicht so, als ob du ihn darum befragen solltest: nein! Vielmehr sollst du es ihm selber allererst erzählen. Ich sehe dich zwar große Augen machen, und mir antworten, man habe dir in frühern Jahren den Rat gegeben, von nichts zu sprechen, als nur von Dingen, die du bereits verstehst. Damals aber sprachst du wahrscheinlich mit dem Vorwitz, *andere*, ich will, daß du aus der verständigen Absicht sprichst, *dich* zu belehren. (...) Oft sitze ich an meinem Geschäftstisch über den Akten, und erforsche, in einer verwickelten Streitsache, den Gesichtspunkt, aus welchem sie wohl zu beurteilen sein möchte. Ich pflege dann gewöhnlich ins Licht zu sehen, als in den hellsten Punkt, bei dem Bestreben, in welchem mein Innerstes Wesen begriffen ist, sich aufzuklären. Oder ich suche, wenn mir eine algebraische Aufgabe vorkommt, den ersten Ansatz, die Gleichung, die die gegebenen Verhältnisse ausdrückt, und aus welcher die Auflösung nachher durch Rechnung leicht ergibt. Und siehe da, wenn ich mit meiner Schwester davon rede, welche hinter mir sitzt, und arbeitet, so erfahre ich, was ich durch ein vielleicht stundenlanges Brüten nicht herausgebracht haben würde.“ (Kleist 1980, 307 f.)

Soweit Kleist. Er formuliert bereits mit diesen wenigen einleitenden Sätzen die Grundzüge einer aufgeklärten Rhetorik: Geredet werden soll nicht darüber, was bereits in den vorgegebenen Bahnen gewusst und verstanden, sondern gerade neu und radikal unbegriffen ist. Wichtiger jedoch ist noch, dass die allmähliche Verfertigung der sich einstellenden Gedanken nur in einer gänzlich anderen als der überkommen hierarchischen Beziehungsform stattfinden kann. Die anderen sollen nicht mehr in einer pädagogisch-erzieherischen Weise belehrt bzw. bevormundet werden. Gedacht ist vielmehr an eine gänzlich neue Art der Selbstreflexion, die gewissermaßen eine “freie Assoziation“ Gleichgestellter voraussetzt. In einer solchen Art Beziehung geht es dann um etwas, das nicht einfach nur, etwa aus einem Mangel an Bildung oder Trägheit heraus, un-ge-wusst ist, sondern dem direkten und monologischen Zugriff entzogen bleibt. Kleist beschreibt

nämlich in einer präzisen Phänomenologie, dass zu unterscheiden sei zwischen einem “gewissen Zustand, welcher weiß“ und nur durch einen helfenden, “Hebammendienste“ übernehmenden anderen zu sich kommen kann sowie einer sprechenden Person, “die etwas weiß“. Er formuliert es, diese Unterscheidung näher erklärend, so: “Denn nicht *wir* wissen, es ist allererst eine gewisser *Zustand* unsrer, welcher weiß.“

Es dürfte mit diesen wenigen Bemerkungen bereits klar geworden sein, dass das, was Kleist hier in einer so wunderbaren Weise poetisch und allgemein beschrieben hat, eine Entsprechung und Radikalisierung in der Psychoanalyse erfahren hat. Freud hat das Modell einer aufgeklärten Rhetorik aus dem Reich der Poetik in das der Medizin übertragen und eine gleichsam sprechende bzw., wie wir es jetzt formulieren können, eine “rhetorische“ bzw. “poetische Psychotherapie“ geschaffen. Er hat die Rede des Patienten in einer nie dagewesenen Weise freigegeben, ja sogar, um dies zu ermöglichen, das Arzt-Patient-Verhältnis geradezu umgekehrt – so zumindest lautet ja die These von Lorenzer (1985). Dies ist bedeutsam, da in der Psychiatrie vor Freud sich ein autoritäres, vormundschaftliches und also vor-aufklärerisches Modell von Beziehung erhalten hatte. Es war hier der Arzt oder Psychotherapeut, der zumeist über die machtvollen “wissenschaftlichen“ Mittel der Suggestion und Hypnose die Struktur der Darstellung des Patienten in Regie genommen hat. Mit der psychoanalytischen Sprechsituation kann sich die Rede nun *szenisch* entfalten. Das, was nicht bewusst bzw. direkt sprachlich verfügbar ist, findet seinen Raum und seine Artikulationsmöglichkeit in einer Inszenierung, die die Beziehung zwischen Analysand und Analytiker direkt betrifft, in der der Analytiker gar mitspielen muss, weil er notwendigerweise Teil dieser Inszenierung ist. Es erweitert und vertieft sich so auf eindruckliche Weise das von Kleist beschriebene Modell einer aufgeklärten Rhetorik um den Aspekt der von der Psychoanalyse so geheißenen Übertragungs- und Gegenübertragungsbeziehung. Das wirklich Entscheidende und Veränderung Ermöglichende passiert in der Beziehung zum Analytiker. Allgemeiner wissenschaftstheoretisch formuliert lässt sich sagen, dass die Psychoanalyse, durchaus anders als die anderen Therapieschulen, die beiden Aspekte des kausalen und des intentionalen Verstehens im Modell des “szenischen“ Verständnisses verbindet und gleichzeitig übersteigt (Körner 1985).

Ich komme nun zu einer weiteren Reminiszenz: Ich erinnerte mich bei der Vorbereitung dieses Textes an einen Vortrag von Eva vor den Kandidaten der tiefenpsychologischen Ausbildung. Sie schilderte dort in groben Zügen ihren Weg von einer Verhaltenstherapeutin zur Psychoanalytikerin, der sich genauer in ihrem Buch “Neugier als Beruf“ (Jaeggi 1991) beschrieben findet. Hier wie dort hat sie auf die eminente Bedeutung des Szenischen, spezieller aber noch der Symbolbildung für den psychotherapeutischen Prozess hingewiesen. Besonders aufschlussreich war für mich in diesem Zusammenhang dann die erneute Lektüre ihres Aufsatzes “Das präsentative Symbol als Wirkfaktor in der Psychotherapie. Oder: Der Patient als Künstler“, 1989 im “Forum der Psychoanalyse“ erschienen. Er machte mir verständlich, dass gerade durch die Auseinandersetzung mit der Frage des Symbolischen die enge verhaltenstherapeutische Theorie der Sprache und damit auch der Kultur überschritten war. Sprache lässt sich nämlich nicht in Fortsetzung der auch im Tierreich gegebenen Raum-Zeitverbindungen von Laut und Gegenstand als durch einen Konditionierungsvorgang entstanden begreifen. Zur Erläuterung greift Eva auf die bedeutsame Theorie des Symbolischen von S. Langer (Langer 1965) zurück, einer Schülerin des Neukantianers Cassirer. Diese hat dargelegt, dass der Mensch mit seiner Fähigkeit, unabhängig von der raum-zeitlichen Verbindung, Symbole als “Bedeutungsträger für etwa anderes“ zu erfassen, seine Denk- und Aktionsbereich explosiv erweitert. Gerade dies trennt ihn prinzipiell von der Tierreihe. Langer hat wei-

terhin eine Unterscheidung vorgeschlagen zwischen “diskursiven“ und “präsentativen Symbolen“, die in den meisten Theorien über Symbole übersehen wird und sich vielleicht auch als bedeutsam herausstellen dürfte für die Metapherntheorie, zu der wir später einiges von Herrn Buchholz erfahren werden. Das “diskursive Symbol“ muss gemäß logisch-syntaktischen Gesetzen gebraucht werden, die Gedanken werden, obwohl sie vorsprachlich gleichsam “ineinander stecken“, in eine logische Reihung gebracht. Doch es gibt auch Gedanken, die in diskursiver Rede nicht oder nur sehr unzureichend erfassbar sind. Es geht hier um eine Realitätserfassung durch ein “präsentatives Symbol“, um eine Präsentation, die im Bild, in der verbalen Metapher, in der Tonfolge, im Ritual oder der Geste besser geschieht, als durch diskursive Rede. Die besondere Funktion dieses Symbols liegt darin, neue und ungenutzte Denkmöglichkeiten in eine fassbare Form zu bringen.

Von hier aus eröffnen sich viele kulturwissenschaftliche und psychologisch-psychoanalytische Perspektiven. Zum einen stellt sich die Frage, welche Genese die Symbolfunktion hat, welche Beziehung sie etwa zur Triangularität und damit zum Ödipus-Komplex hat. So zeigt etwa Hanna Segal (1990), wir werden dazu bestimmt gleich näheres von Herrn Beland hören, dass Psychotiker in einer “symbolischen Gleichsetzung“ Ding und Bezeichnung nicht auseinanderhalten können bzw. umgekehrt, dass dieses Auseinanderhaltenkönnen an das Erreichen der depressiven Position gebunden ist, genauer gesagt an das Ertragenkönnen von Getrenntheit, Abhängigkeit und dem ödipalen Ausgeschlossensein. Ich weiß, dass sich Eva in den letzten Jahren verstärkt mit diesen Fragen beschäftigt hat.

Eine weitere Perspektive eröffnet sich, wenn man die Langersche Theorie auf die Psychotherapie bzw. den psychotherapeutischen Prozess bezieht, wie Eva dies getan hat. Von besonderer Wichtigkeit ist auch hier, dass eine Situation geschaffen wird, in der mit den Symbolen, in denen sich Beziehungsvorgänge ausdrücken und verdichten, frei umgegangen werden kann. Die symbolische Versprachlichung, und zwar jetzt im Sinne präsentativer Symbole, erlaubt einen sehr viel flexibleren Umgang als eine vorschnelle logische und diskursive Versprachlichung. So können etwa durch die Darstellung der Mutter als eine „gierig im Netz wartende Spinne“ verschiedene Seiten von Interaktionen “ausgesponnen“ werden, ohne dass sekundärprozesshafte Impulse streng und zensierend eingreifen. Dadurch werden Emotionen neu reguliert und Handlungsmöglichkeiten erprobt.

Ich wollte Ihnen mit diesen beiden Erinnerungen zeigen, warum sich Eva Jaeggi allmählich aus der Verhaltenstherapie heraus entwickelt hat, ohne sie, wie sie oft betont hat, als therapeutische Möglichkeit in Frage zu stellen. Die Theorie und Erfahrung des Szenischen und Symbolischen hat den Übergang zur Psychoanalyse wohl vor allem ermöglicht. Mit ihr öffnet sich die Erfahrung auf den prinzipiell unabschließbaren Horizont dialogischer Wahrheit. “Alles ist ja nur symbolisch zu nehmen, und immer steckt noch etwas anderes dahinter“.

Literatur

- Jaeggi, E. (1989). Das präsentative Symbol als Wirkfaktor in der Psychotherapie. Oder: Der Patient als Künstler. *Forum der Psychoanalyse* 5, 140-152.
- Jaeggi, E. (1991). *Neugier als Beruf. Autobiographie einer Psychotherapeutin*. München: Piper.
- Kleist, H. v. (1810). Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. In: *Kleists Werke in zwei Bänden, Erster Band*. Berlin, Weimar 1980: Aufbau-Verlag.

- Körner, J. (1985). *Vom Erklären zum Verstehen in der Psychoanalyse. Untersuchungen zur psychoanalytischen Methode*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Langer, S. (1965). *Philosophie auf Neuem Wege*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Lorenzer, A. (1984). *Intimität und soziales Leid. Archäologie der Psychoanalyse*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Segal, H. (1990). Bemerkungen zur Symbolbildung. In: Elizabeth Bott Spillius (Hg.), *Melanie Klein Heute. Entwicklungen in Theorie und Praxis. Band 1: Beiträge zur Theorie*. Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse.

Sprache – Ödipus – Symbol

Herman Beland

Lassen Sie mich mit Goethes Geburtstagsgedicht beginnen, das in den Gang dieses Tages jetzt gerade passt, seinen Anlass feiert, seiner festlichen Heiterkeit entspricht und seine *Bedeutung*, wie könnte es anders sein, *im Symbol*, im Kleide ehrwürdiger vergangener *Theorie* und natürlich in *Wahrheitsbehauptung – ausdrückt*:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
bist alsobald und fort und fort gediehen
nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So musst du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
so sagten schon Sybillen, so Propheten;
und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Das ist schön gesagt, aber stimmt es auch? Das ist jene große Sprache, könnte man meinen, gegen die die Sprachkritik von Russel und Wittgenstein und die ganze gesammelte Intelligenz seit der linguistischen Wende sich mit enormer Denkarbeit gewendet und dem wahren Satz zugewendet hat, beharrlich sich den beiden Fragen stellend: Was meinst du? Und: Wie kannst du es wissen? Wie ist ein wahrer Satz wahr? Nein, könnte Goethe sagen, das trifft mich nicht. Ich habe es beobachtet, und ich glaube, dass es stimmt: “und keine Zeit und keine Macht zerstückelt geprägte Form, die lebend sich entwickelt“. Das soll kein ästhetischer und kein philosophischer Schmus sein. Es ist eine Konfession, das ist wahr, und Wittgenstein würde vielleicht wirklich gemeint haben, das ein solcher Satz nicht gesagt werden kann, sondern geschwiegen werden muss. Obwohl doch gerade der integre Wittgenstein wusste, dass er von solchem und ähnlichen Sätzen lebte. Es wird ja nicht bestritten, dass *Entwicklung* und *Wachstum* die entscheidende menschliche Kondition sind, die zerstört werden kann. Deshalb besteht die Wahrheitsbedingung der psychoanalytischen Deutung, die für den Analytiker wahr sein muss, wenn er sie sagt. Deshalb die Position Bions, dass man zwar nie beweisen kann, was die Wahrheit ist, aber doch sagen kann, wie sie wirkt und wozu sie notwendig ist. Sie ist wachstums- und entwicklungsnotwendig für die psychische Person, wie Luft und Nahrung für den Körper (Bion 1997, 35). Sich lebend entwickeln – das ist die entscheidende Wenn-Klausel gegen die Spaltungen und Zerstückelungen des Ichs, das Wichtigste, dem alles dient, wenn’s gut geht, Eltern, Familie, Gruppe, Staat und Wissenschaft, Entwicklungspsychologie und Psychoanalyse, alles vertreten im Gedicht durch die grüßenden symbolischen Eltern und Geschwister, Sonne und Planeten, und durch die symbolische Gruppe, die Sybillen und Propheten, Gesetz, Zeit und Macht. Alle eigenen Lebensentscheidungen orientieren sich an der Frage, ob sie der geprägten Form (oder wie immer wir das eigene Leben definieren wollen) dienen, sich lebend zu entwickeln oder

nicht, ob sie für das Festhalten an der Wirklichkeit und an den Menschen, gegen Psychose und destruktiven Narzissmus stehen oder nicht.

Goethes Geburtstagsgedicht enthält eine weitere Strophe, bei der wohl jedes Urteil zustimmt und sagt, dass Goethe hier wiederum und tatsächlich recht hat. Sie steht vor der nächsten Konfession, der über die Hoffnung, die in allen guten Wünschen an diesem Festtag steckt, die ausgesprochen werden wollen. Aber das kommt später.

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz, und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
und vor dem Willen schweigt die Willkür stille;
das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
dem harten Muss bequemt sich Will und Grille.
So sind wir scheinfrei denn nach manchen Jahren,
nur enger dran, als wir am Anfang waren.

Wir fragen also wiederum, ob Goethe recht hat oder nicht? Wir mögen finden, dass er recht habe. Warum aber sagen wir, er hat recht, wenn wir meinen, es stimmt, was er sagt? Es ist wahr? Ich habe vorsichtshalber im Duden nachgesehen und geriet in eine Welt von Bedeutungen, die ich hier allerdings nicht ausbreiten will. Nur soviel: der gemeinte Wahrheitsbezug lässt sich unter Verwendung des ganzen Bedeutungshorizontes der Sprachwurzel und -zusammenhänge von "recht, recht haben" übertragen mit: *er hat es königlich aufgerichtet*. Er hat einen wahren Sachverhalt auf eine unvergessliche Weise gesagt. Etwas, was der Fall ist, königlich aufgerichtet zu haben, ist eine treffende Umschreibung des künstlerischen Tuns: etwas auf neue Weise symbolisch zu fassen und deshalb überhaupt sagen zu können und anzubieten. So öffnet die Etymologie einen semantischen Zusammenhang, der hinüberleitet zur *psychologischen Strukturbedeutung des wahren Satzes als psychischer Wachstumsbedingung*.

Das klingt schwergewichtig, aber es will nur auf die Meinung aufmerksam machen, dass in Politik und Therapie eine Einsicht dynamisch, wirksam sein oder werden muss, wenn sie eine falsche Auffassung, vielleicht eine vordem unbewusste pathogene Überzeugung, ersetzen und in ihrem Feld eine Entwicklung wieder in Gang setzen soll. Eine wirksame Überzeugung kann man eine Struktur nennen. In psychischen Systemen ist Struktur (ich glaube immer) eine dynamische Bedeutung, die die Elemente des System durchdringt, vereinigt und beherrscht. Sie kann auf allen Systemebenen wahr sein oder unwahr, die lebendige Entwicklung befördern oder Anti-Wachstum durchsetzen.

Der Kampf um den wahren Satz in der linguistischen Bewegung bekommt in der Psychoanalyse eine eminent praktische Bedeutung. Jede Deutung eines Analytikers muss für ihn wahr sein. Das Verfahren, wie man die unbewusste Hypothese erfasst, die der Patient in dieser Analytestunde vom Analytiker hat, um sie ihm als Arbeitshypothese des Analytikers mitzuteilen (Übertragungsdeutung), steht im Zentrum aller inneranalytischen Diskussionen während der Ausbildung und während des gesamten Berufslebens. Aus diesem Verfahren lässt sich die gesamte psychoanalytische Theorie entwickeln. Da dieses Beobachtungs- und Erkenntnisverfahren bei dem wahren Satz enden soll, muss der Weg der Transformationen im Analytiker die psychoanalytische Linguistik implizit enthalten. Das ist seit Freuds knapper Bemerkung in den "Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens" (1911b) tatsächlich auch der Fall gewesen. "Das Denken war wahrscheinlich ursprünglich unbewusst, insoweit es sich über das bloße Vorstellen erhob und sich den Relationen der Objekteindrücke zuwendete, und erhielt weitere für das Bewusstsein wahrnehmbare Qualitäten erst durch die Bindung an die Wortreste." (GW VIII, 232, Hervorheb. H.B.) Bions Theorie des Den-

kens hat für das Verständnis dieses konzentrierten Satzes jene Modelle vorgeschlagen, mit denen die Bindung der Wortreste an die vom Bewusstsein wahrgenommenen psychischen Qualitäten verstanden werden kann. Jede gelungene Selbsterkenntnis, jede gelungene analytische Deutung bindet die Sprache "an die vom Bewusstsein wahrgenommenen psychischen Qualitäten". In Bions Fassung blickt der psychoanalytische Blick binokular, mit einem Auge bewusst, mit dem anderen unbewusst auf die psychischen Qualitäten. Er erfasst das Unbekannte der Situation, das noch nicht integriert ist, mit seinem Nichtwissen, bis *ein* Element unter allen alle Elemente integriert und zur Gestalt zusammenschießen lässt (PS↔D + selected fact). Die Rezeption des Analytikers nimmt 2. als container die Erfahrung des Patienten (contained) auf und lässt in sich aus beiden etwas Drittes entstehen, das alle drei wachsen lässt (Entdecken der Bedeutung). Das dritte Modell Bions schärft die Beobachtungsfähigkeit des Analytikers durch die Theorie der sieben Abstraktionsstufen des Denkens, von der Roherfahrung der Beta-Elemente bis zum deduktiven wissenschaftlichen System und durch das Modell der Transformationsregeln der Abstraktionsstufen ineinander. Bions Modell der Transformationsdynamik enthält einen Vorschlag zum Verständnis des Symbolbildungsprozesses und der regressiven Störungen der Symbolbildung als Sprach- und Denkstörung. Davon möchte ich gleich etwas berichten und in Erinnerung rufen. Freuds berühmter Vergleich der psychoanalytischen Arbeit mit der Trockenlegung der Zuidersee, "Wo Es war soll Ich werden" beschreibt diese Arbeit als Erweiterung der Sprachbewusstheit.

Aber das alles ist keine psychoanalytische Theorie der Sprache. Ja, man muss bescheidenenerweise anerkennen, dass der Kampf um den wahren Satz der Deutung in der analytischen Sitzung seit hundert Jahren beinahe alle emotionalen und intellektuellen Valenzen bindet, die die psychoanalytic community frei hat. Die Psychoanalyse hat durch die Bemühung um die Deutung und durch die Aufklärung der Denkstörungen zwar höchst wichtige Erkenntnisse zum Spracherwerb und zur Sprachlichkeit des einzelnen gewonnen, aber es existiert über die genetischen und systemisch-paradigmatischen Beiträge hinaus keine Philosophie der Sprache, keine ausgearbeitete psychoanalytische Sprachtheorie, die die systematischen und genetischen Erkenntnisse zur Grundlage eines ganzen Systems gemacht hätten. Die psychoanalytische Theorie der Symbolbildung besitzt zwar den Rang einer Kerntheorie für das System Sprache, aber eine Theorie des Gesamtsystems existiert nicht. Man kann vielmehr das Gegenteil beobachten. Einzelne bedeutende psychoanalytische Theoretiker ergriffen eine der existierenden Sprachtheorien und formierten sie in eine psychoanalytische Theorie um, wie Lacan es mit der Sprachtheorie von de Saussure oder Roy Schafer mit der Theorie von Austin und den Handlungstheorien der Oxfordphilosophie gemacht haben. Der Gewinn kann beträchtlich sein, ist es für viele Aspekte auch gewesen, aber die Einschränkung durch das System, das nicht aus dem psychoanalytischen Erkenntnisverfahren selbst entwickelt wurde, macht sich ebenfalls bemerkbar. Es ist wie mit Bultmanns Entmythologisierung des Neuen Testaments. Für die Übersetzung der mythologischen Aussagen über Götter und Menschen in Existenziale war die Methode von Heideggers Existentialontologie aus "Sein und Zeit" eine brauchbare Hilfe, aber dessen Grenzen als die einer speziellen Existenzphilosophie mussten sich konsequenterweise ebenfalls auswirken.

Wenn ich jetzt versuche, die psychoanalytische Erforschung des Symbolbildungsprozesses zur Grundlage von Vorstellungen und Worten, Denken und Sprache zu machen, so folge ich Francis Tustin (1990), die ihre Einsicht in die Genese des psychogenen Autismus von Kindern und Erwachsenen folgendermaßen zusammengefasst hat: "I have come to think that a sense of bodily separateness is the heartbreak at the center of all human existence." (S. 166). Alle Symbolbildung, alles Denken der Objektrelationen,

wie primitiv auch immer, das ganze System Sprache dient der Überwindung des Bewusstseins der getrennten körperlichen Existenz am Anfang des Lebens. Manche Menschen erleben die körperliche Trennung drastischer als andere. Jene Kinder, die sich in den psychogenen Autismus zurückziehen, erleben die körperliche Getrenntheit als Agonie des Bewusstseins. Aber auch für die überwiegende Mehrheit der glücklicher Geborenen ist die getrennte abhängige Existenz ein zentrales Problem, the heartbreak at the center of all human existence. Dieses Problem entfaltet sich und wird überwunden als Ödipalität von Lebensbeginn an. Jedes Wort, jedes Symbol kann man ansehen als einen Beweis für die gelungene Anerkennung körperlich getrennter Existenz als Kind einer Mutter und eines Vaters sowie als Beweis für die Bildung des Existenzbegriffs vom abwesenden anderen. Jedes Sprachsymbol ist zugleich eine Trennungsüberwindung auf der Basis der Anerkennung körperlicher Getrenntheit, auf der Basis der Anerkennung der Brust als sehr gutem Objekt und auf der Basis der Anerkennung der sexuellen Eltern als einer guten und unabhängigen schöpferischen Beziehung (Money-Kyrle 1971, 443).

Die psychoanalytischen Kenntnisse über die zentrale Bedeutung der Anerkennung getrennter Existenz für Symbolbildung, Spracherwerb, Wortlernen, für das Verhältnis von Namen und Bedeutung sowie für die Objektrelationen der Grammatik stammen aus der Pathologie der neurotischen und der psychotischen Sprachzerstörung. Man kann sagen, dass es immer die Verbindungen sind, die angegriffen werden, Verbindungen, die das psychische System zusammenhalten, das wir Sprache nennen, sei es, dass die Syntax eines Satzes angegriffen wird, dass, wie in der Verdrängung, Sachvorstellung und Sprachvorstellung getrennt werden, sei es, dass ein Wort in Silben und weiter in Buchstaben gespalten wird, wie in der Schizophrenie, um neu und falsch wieder zusammengesetzt zu werden. An sich ist die Schlussfolgerung aus der Pathologie auf die Normalität nicht unproblematisch. Es spricht jedoch alles dafür, dass die gezielte Sprachzerstörung auf der endopsychischen Kenntnis der real existierenden Verbindungen und ihrer Genese beruht.

Hier ist ein Beispiel aus einer Analysestunde mit einem schizophrenen Patienten, der in der Sitzung durch einen kurzen Zusammenbruch seines Sprachdenkens hindurchging (Bion 1955, 229, 236). In der Sitzung hatte Bion den Patienten auf den Effekt aufmerksam gemacht, den dessen Unfähigkeit, ein Urteil zu fällen, über die er sich gerade beklagt hatte, auf sein Sprachdenken hätte. Der Patient beantwortete dies mit Assoziationen, in denen er wieder einmal merkte, wie schwierig ihm der Gebrauch von Worten wurde.

- P: Ich kann mich nicht genau erinnern, was Sie eben gesagt haben.
- A: Wenn Sie merken, dass Ihnen die Worte fehlen, merken Sie auch, dass Ihnen die Mittel fehlen, Gedanken zu behalten. Dies Gefühl ist so stark, dass Sie auf die Idee kommen, Sie hätten vergessen, ob Sie Gedanken haben oder nicht.
- P: O ja; jetzt erinnere ich mich. (Dann, depressiv geworden:) Leider mache ich Ihnen große Schwierigkeiten.
- A: Sobald Sie wieder zu denken vermögen, und also, sich zu erinnern, fühlen Sie , dass Sie mir etwas angetan haben, dass Sie sehr schwierig für mich sind, und dann kommt die Depression.
- P: Meine Muskeln werden steif. (Er streckte die Arme aus, eher steif, wie wenn man sich reckt, wenn man gähnen muss.) Ist das (meine) Schizophrenie?
- A: Sie wissen, wie sehr Sie Depressionen fürchten. Aber im Moment brauchen Sie nicht depressiv zu sein, weil Sie Ihre schlechte Schizophrenie wieder in sich haben, die gerade in Ihren Armen herrscht.
- P: (depressiv:) Ich weiß nicht, wie ich durch diesen Tag kommen soll.
- A: Jetzt sind Sie wieder depressiv. Entweder Sie fühlen sich schlecht aus Schizophrenie oder schlecht aus Depression. Nichts als das eine oder das andere.
- P: Verrückt. Weil ich jetzt in die Vorlesung gehe und mich darauf freue.

A: Sie können nicht begreifen, wie Sie arbeiten oder glücklich sein können, wenn Sie Ihr ganzes Leben lang fühlen, dass Sie nur depressiv sein können oder schizophren, wie Sie es nennen.

Bion weist auf die Kippbewegung hin, die die depressive Position benutzt, um der paranoid-schizoiden zu entkommen und umgekehrt; und welche Rolle die Integration und Desintegration des Sprachdenkens dabei spielen.

Zur Zeit dieses kleinen Ausschnitts war der Patient schon ziemlich gesund und konnte mit relativer Leichtigkeit durch den kurzen Zusammenbruch seines Sprachdenkens hindurchgehen. In den Jahren davor hatte er jene Sprachzerstörung durchgemacht, die Freud in "Das Unbewusste" an jenem schizophrenen Mann beschrieben hat, der, wie es hieß, seinen Kastrationskomplex an seiner Haut abspielte. "Er beschäftigte sich zunächst reuelos mit seinen Mitessern, deren Ausdrücken ihm zunächst große Befriedigung bereitete, weil dabei etwas herausspritzte, wie er sagte." (GW X, 298) Danach machte er sich heftige Vorwürfe, weil seine Haut tiefe Gruben aufwies. Er hatte sich, Mitesser ausdrückend, in einer symbolischen Gleichsetzung von Mitessern und Ejakulat (Penis) befindlich, onanierend sooft kastriert, wie seine Haut jetzt aus Löchern, eine Vagina neben der anderen, bestand. Bion schlägt in der erwähnten Arbeit vor, dass in der Psychose der Kastrationskomplex sich an der *psychischen* Haut des Ichs abspielt oder noch präziser, am Ich, an der Sprachfunktion selbst, indem alle für die geistige Gesundheit notwendigen inneren Verbindungen destruktiv angegriffen werden: die Verbindung von Bewusstsein und Sinnesorganen; die Verbindung der Aufmerksamkeit gegenüber der Welt, die Verbindungen aller Objektrelationen und Befriedigungserinnerungen im Gedächtnis; die Verbindung des unbestechlichen Urteils zur Realität statt der Verdrängung des Unangenehmen; sowie die Verbindungen innerhalb des Denkens, das Spannungen aushalten kann, statt unbedingten Abfuhrhandlungen folgen zu müssen.

Das zweite Beispiel desselben Patienten zeigt die kastrierenden Spaltungen an den Sprachverbindungen, den Substantiven als Symbolen. Der Zweck des Angriffs auf das Sprachdenken in der Krankheit heißt präzise, dass die Verbindungen zur Realität zerstört werden sollen. Die Realität ist unerträglich, sie kann aber nicht zerstört werden. Was zerstört werden kann, sind die Wahrnehmungsfunktionen und die symbolischen Wortverbindungen des Sprachdenkens, die uns mit der Realität verbinden. Die Angriffe auf die internen Verbindungen innerhalb jedes Wortes und die Angriffe auf die Syntax, d.h. auf die Objektbeziehungen, die in der Syntax abstrahiert sind, beweisen die Existenz dieser Verbindungen und das unbewusste Wissen von ihnen. Die Analyse der Zerstörungen erlaubt einen Blick in die Genese und die Struktur von Wörtern und Sätzen und in das Netzwerk von ödipalen Leidenschaften und Sprache. Der therapeutische Dialog Bions ist stark zusammengefasst. Er kommt in dieser Form der verstehenden Wechselrede nur bei sehr schweren Erkrankungen vor, in denen die Realexistenz des Verstehens an jedem Einfall bewiesen werden muss. Trotz der Verdichtung erlaubt der Dialog einen wichtigen Einblick in die psychosomatische Massivität der Zerstörung der Ur-Verbindungssymbole von Denken und Sprache.

P: Ich habe ein winzig kleines Stück Haut von meinem Gesicht abgepult. Ich fühle mich jetzt ganz leer.

A: Das winzige Stück Haut ist Ihr Penis, den Sie herausgerissen haben und all Ihr Inneres ist mit herausgekommen.

P: Ich verstehe nichts mehr ---- Penis ---- nur Silben.

A: Sie haben mein Wort "Penis" in Silben gespalten, und jetzt hat es keine Bedeutung mehr.

P: Ich weiß nicht, was das bedeutet, was Sie sagen, aber ich möchte sagen: "Wenn ich nicht buchstabieren kann, kann ich nicht denken."

A: Die Silben sind jetzt in Buchstaben gespalten. Sie können nicht buchstabieren – das bedeutet, Sie können die Buchstaben nicht wieder zusammensetzen, um Wörter zu machen. Also können Sie jetzt nicht denken.

Am nächsten Tag begann der Patient die Sitzung mit unzusammenhängenden Assoziationen und klagte, dass er nicht denken könne. Bion erinnerte ihn an die vergangene Stunde, woraufhin er seine geordnete Sprache wieder zurückbekam. Dann sagte er: “Ich kann überhaupt nichts Interessantes zu essen finden.“

A: Sie denken, es ist alles aufgegessen.

P: Ich kann überhaupt keine neuen Sachen mehr kaufen, und meine Socken sind voller Löcher.

A: Als Sie gestern das kleine Stückchen Haut abgepult haben, haben Sie sich so schlimm geschädigt, dass Sie nicht einmal mehr Sachen kaufen können. Sie sind leer und haben nichts mehr, womit Sie etwas kaufen können.

P: Obwohl sie voller Löcher sind, schnüren sie meinen Fuß ein.

A: Sie haben nicht nur Ihren Penis herausgerissen, sondern meinen auch. Also gibt es heute nichts Interessantes mehr zu essen, nur noch ein Loch, eine Socke. Aber selbst die Socke besteht nur aus vielen Löchern, die Sie alle gemacht haben, und die sich jetzt verbunden haben, um Ihren Fuß einzuschnüren oder um ihn zu verschlucken und zu beschädigen.

Bion kommentiert diese Stunde noch mit dem Hinweis, dass die folgenden Sitzungen bestätigten, dass der Patient tatsächlich das Gefühl hatte, er hätte den Penis gegessen und dass es deshalb nichts Interessantes mehr zu essen gab, nur noch ein Loch; dass dieses Loch jetzt aber so verfolgend geworden war, dass es gespalten werden musste. Das Ergebnis waren die vielen Löcher, die sich verbanden, um seinen Fuß einzuschnüren. Dieses neugeschaffene Verbindungssymbol “Socke voller Löcher“ ist destruktiv. Es ist eine wahnhafte Überzeugung von der Art einer symbolischen Gleichsetzung, die den Angriff auf den herausgerissenen Penis und auf das Wortsymbol “Penis“ am Penisymbol Fuß fortsetzt. Wort und Sache werden als identisch erlebt.

Dieser kurze Behandlungsbericht ist typisch für die Daten, auf die sich die psychoanalytische Theorie der Begriffsgenese und des Spracherwerbs stützen. Die regressiv gerichteten Angriffe auf Verbindungen beleuchten jene Verbindungen, die in der „lebenden Entwicklung“ von Denken und Sprache aufgebaut werden. Man kann ahnen, dass unter dem psychoanalytischen Blick der Spracherwerb in seinen zentralen Ereignissen hochdramatisch und gefährdet erscheint. Man nimmt an, dass die entscheidenden Grundlagen für Denken und Sprache lange vor dem Sprechen gelegt werden. Mit ein bisschen Übertreibung könnte man sagen, dass es für Psychoanalytiker höchst wunderbar erscheint, dass die meisten Menschen überhaupt sprechen lernen. Der Grund liegt in der zentralen Stellung der Trennungsangst, die vom ersten Tag an besteht und nur durch das intuitive Verstehen der Mutter überwunden werden kann. Dieses intuitive Verstehen der Mutter muss real passieren. Es ist für das Baby in den Brüsten, dem Gesicht und der Milch der Mutter psychosomatisch enthalten. Es ist die Voraussetzung dafür, dass das Baby anfängt, sich und die Welt zu verstehen und Symbole zu bilden, mit denen es träumen und denken kann. Ohne diese Erfahrung kriegt das Kleinkind nur einen gestörten Kontakt zu der von Chomsky postulierten angeborenen außerordentlichen Intelligenz der Tiefengrammatik. Die erlernbare Sprache mit ihrem unendlichen Reichtum an vorgefertigter Vergewärtigung des Abwesenden in den Wortsymbolen ist unter der Prämisse der Trennungsnot ein Riesengeschenk der Großgruppe an das Kind, körperliche Trennung und Abwesenheit der Mutter zu bewältigen und zu tolerieren. Da jedoch Psychoanalytiker es mit den Störungen der mütterlichen Intuition und ihren Folgen zu tun kriegen, den Denkstörungen der Kinder und Erwachsenen, und weil

aufgrund des Trennungsproblems wahrscheinlich kein Mensch einen ungestörten Gebrauch von seiner Sprachintelligenz machen kann, halten sie auch theoretisch sozusagen immer die Luft an, wenn bei den psychologischen und philosophischen Theorien des Spracherwerbs jene Primärerfahrungen jedes Menschen vergessen, genauer: verleugnet werden.

Man bekommt eine Ahnung davon, was es bedeutet, sich sprachlich lebend zu entwickeln, wenn man fragt, was eigentlich geschieht, wenn die Symbolbildung nicht funktioniert? Dann funktioniert beinahe gar nichts mehr. Die sozialen Beziehungen sind schwer gestört, das Denken ist gestört, die Sprache ist gestört, das Träumen ist gestört. Dann ist eine Basisfunktion der Persönlichkeit gestört, dann können keine normalen Träume mehr geträumt werden, und wir befinden uns in den Katastrophen eines psychotischen Prozesses, am Rande eines seelischen Todes. Herbert Rosenfeld, Hanna Segal und Wilfred Bion haben in den fünfziger und sechziger Jahren diese Prozesse erforscht. Sie bauten eine unerhört aufschlussreiche Entdeckung Melanie Kleins weiter aus, deren hohen Rang diese selber noch gar nicht ganz erfasst hatte, als sie sie 1946 veröffentlichte. Es war die Entdeckung der *projektiven Identifizierung*. Die projektive Identifizierung ist nach heutiger Kenntnis als die basale Funktion aller sozialen Kommunikation anzusehen, als die basale Funktion der primitiven Denkvorgänge, alles Verstehens und Verstandenwerdens, des Wissens von der eigenen Person und der Symbolbildung. Sie ermöglicht als Grundfunktion die Traumarbeit. Wenn diese Funktion entgleist, ist z.B. eine gestörte Symbolbildung die Folge, es bilden sich Konkretismen und merkwürdige Aufhebungen von Körpergrenzen und von sozialen Raumgrenzen. Hanna Segal beschrieb 1952 die typische Symbolstörung des psychotischen Denkens im einzelnen, die sie *symbolic equation* nannte, weil der Unterschied zwischen dem Symbolisierten und dem Symbol aufgehoben ist. Das immer zitierte Beispiel für eine symbolische Gleichsetzung ist dies: Ein Kranker, der in der Klinik gefragt wurde, ob er sein virtuoseres Geigenspiel nicht wieder aufnehmen möchte, hatte empört mit den Worten abgelehnt: Wollen Sie etwa, dass ich in der Öffentlichkeit masturbiere?! Das Ursprüngliche (Masturbation) wird mit dem Symbol dafür (Violinespielen) gleichgesetzt. Das Geheimnis aller dieser Symbolstörungen ist die Beseitigung des heartbreaks, der Trennungsanerkennung (von der Mutter) aus dem Symbolisierungsprozess selbst. Die Geburtstrennung wiederholt sich nämlich psychisch insofern in jeder Symbolbildung, als das Symbol, z.B. ein Haus als Symbol der Familie oder der Brust, etwas anderes ist als die Familie oder die Brust, die es symbolisieren soll (Haus Wittelsbach, Weißes Haus). Es setzt die körperliche und seelische Trennung vom Ursprünglichen, der Gebärmutter, der Brust, den Eltern voraus. Und das Wort "Haus" ist etwas völlig anderes als das wirkliche Gebäude. Im Wortklang wie im Schriftbild ist die Bedeutung das Verbindende in der Verschiedenheit, das geschützte In-Sein und Zugehören, die Invarianz in allen Transformationen der Grunderfahrung. In vielen Fällen dreht es sich bei Symbolstörungen tatsächlich um ein Rückgängigmachen der Geburt, um ein Nicht-Geborenein-Wollen. Ein kranker kleiner Junge sprang z.B. ohne Rücksicht auf sein Überleben in jedes tiefe Wasser, aber auch in jede Pfütze, jedes Waschbecken, aber auch kopfüber in eine stärker symbolisierte symbolische Gleichsetzung, ein verglastes Bild an der Wand mit einem *gemalten* Teich. In seiner Behandlung wurde klar, dass er nicht geboren sein wollte. Er wollte zurück in das Wasser der Mutter, in dem er dauernd ungetrennt von ihr gelebt hatte.

Bion hat die Trennungsangst ins Zentrum der Entwicklungsprobleme gestellt. Er ist der große Psychologe der psychotischen Kommunikation und wurde deshalb der Entdecker der Basisvorgänge des normalen Denkens und der Grundlagen der Sprachentwicklung. Bions Theorie impliziert, dass die Kenntnis der psychischen Welt der Kennt-

nis der körperlichen vorangeht. Er postulierte eine erste Art und Weise des Denkens, die sich von den späteren, bekannten Weisen unterscheidet, aber deren Grundlage bildet, ohne die es keine spätere gesunde Entwicklung des Denkens geben kann. Die erste Weise des Denkens arbeitet mit der projektiven Identifizierung als Kommunikationsmittel und richtet sich auf das *Kennen lernen seelischer Qualitäten*. Wir sind mit dieser Bestimmung im Bereich der Bewußtseinsdefinition Freuds aus dem VII. Kapitel der Traumdeutung: das Bewusstsein sei ein Sinnesorgan zur Wahrnehmung psychischer Qualitäten. Bions Umformulierung betrifft die Genese der Bewusstseinsfunktion. Die Alphafunktion der Mutter bildet stellvertretend für das Baby die Symbole, die Begriffe seiner emotionalen Erfahrung. Die Introjektion dieses wohlthuenden stillenden Verstehens setzt die Alphafunktion des Babys in Gang. Damit beginnt sein eigenes interpretierendes Denken als Grundlage der Sprachrelationen. Es bildet, wie Bion es nannte, Alpha-Elemente, Bildsymbole, Prozesspiktogramme verstandener Erfahrung, die gespeichert und zur Traumbildung verwendet werden können. Aus ihnen bildet es Symbole, die alle von den Verbindungsorganen und -funktionen von Gesicht, Brust, Penis, Scheide, Bauch, Kopf, Hintern, Händen und Füßen, Vater und Mutter ausgehen und solange deren Funktion, Modi und Modalitäten auf immer entfernter Vergleichbares ausdehnen, bis alle Relationen und "alles, was der Fall ist" symbolisch repräsentiert ist.

Einer der Gründe, weshalb die Anfänge des Sprachdenkens für Analytiker so gefährdet aussehen, liegt in der ödipalen Struktur der Symbolbildungsprozesse. Ich greife noch einmal zu einem Gedicht, um den Zusammenhang von Ödipalität, Trennungsangst und Symbolbildung aufzusuchen, dem 143. Sonett von Shakespeare in der neuen Übersetzung von Christa Schuenke:

Schau doch die brave Hausfrau, wie sie rast
 Nach einem Federvieh, das grad entflattert,
 Ihr Kind absetzt und dann in aller Hast
 Dem Gockel nachjagt, dass sie ihn ergattert;
 Und schreiend kommt das Kind ihr nachgekrochen,
 Sie kümmert sich nicht drum, sie will nur eines:
 Den Kerl erwischen, der ihr ausgebrochen!
 Sie achtet gar nicht auf ihr armes Kleines.
 So rennst du jenem nach, der flieht vor dir,
 Und ich, dein Kleiner, lauf dir hinterdrein;
 Doch hast du, was du willst, dann schau nach mir
 Und spiel die Mutter, küss mich, lull mich ein.
 Wenn du zurückkommst und mich Kleinen stillst,
 Bet ich, dass du den Will kriegst, den du willst.

Was ist das Verbindende in dem Willen einer Frau, ihrem William und einem Gockel, die Invarianz der drei Symbole in einem? Dieses reizende Sonett gibt die ödipale Antwort aus der Sicht des abhängigen Kleinkindes und beweist, dass schon Shakespeare wusste, dass die ödipale Struktur das Erleben und Denken des Menschen von Geburt an bestimmt: Die verbindende Bedeutung in den drei Symbolen ist dasjenige, wofür eine Frau ihr Baby zeitweilig verlassen wird. Es ist dasjenige, wofür sie seine Frustrationstoleranz, Trennungsangst auszuhalten und sich nach der abwesenden Mutter zu sehnen, auf das Äußerste anspannt. Es ist dasjenige, was sie als erwachsene Frau haben und behalten will, Selbstbestimmung, sexuelles Leben und Beruf. Das Gedicht beschreibt, dass der Mensch von Geburt an bis Drei und bis Zwei zählen kann, aber noch nicht bis Eins. Das Neugeborene hat ein mitgebrachtes, sich entwickelndes Vorverständnis dafür, dass es Eltern hat, die ähnlich miteinander verbunden sind, wie es selbst mit seiner Mutter und dass es von dieser sexuellen Verbindung der Eltern abhängt. Das Gedicht bringt

sogar die Lösung jeder ödipalen Krise auf den Begriff, wie sie von keinem Psychoanalytiker gleich gut formuliert ist, Freud eingeschlossen: "Wenn du zurückkommst und mich Kleinen stillst, bet ich, dass du den Will kriegst, den du willst." Wenn ein Kind um den Preis seiner getrösteten Trennungen seinen Eltern die sexuelle Gemeinschaft gönnt und sie bis zum Beten wünscht, dann ist seine ödipale Dankbarkeit aus Triebbefriedigungen stärker als seine ödipale tödliche Rivalität und sein zerstörerischer Neid. Dann kann es gute innere Eltern lebendig fühlen, und seine schöpferischen Fähigkeiten können sich immer fortschreitend ausbilden.

Was für eine Utopie! Ist das eine der psychoanalytischen Zielvorstellungen für die geprägte Form, wenn sie "lebend sich entwickelt?" Ich fürchte: ja. Es ist auch eine der Zielvorstellungen einer gelungenen Analyse.

Über eine Entdeckung Bions muss ich zum Schluss jedoch noch einmal sprechen, weil er in ihr die Grundlage des Denkens und des Sprachdenkens erfasst hat. Es ist die Geburt des ersten und kategorial eigentlichen Gedankens über die Befriedigungsvorstellungen hinaus, des *Begriffs vom Objekt, das nicht da ist, des Existenzbegriffs des notwendigen anderen, der keine Halluzination ist*. Dieser Begriff ist wiederum ödipal organisiert. Er entscheidet über die geistige Gesundheit. Man kann seine Entstehung aus der kindlichen Frustrationstoleranz sehen, wenn man die Geschichte von der Frau, dem Gockel und dem Baby negativ ausgehen lässt. Kehrt die Mutter nicht rechtzeitig zurück, blockiert sie ihre Einfühlung in die Panik der Trennungsangst, dann bricht die Trennungstoleranz des Kindes zusammen. Dann werden die Befriedigungsvorstellungen wieder vom Begriff des ersehnten abwesenden Objekts abgespalten und aus der guten Brust, die nicht da ist, wird endgültig die vernichtende Brust, die präsent ist, und alle möglichen Denkstörungen können beginnen sich zu bilden.

Das Sonett rechnet nicht mit diesem Ausgang. Er kann auch bei Shakespeare nicht passiert sein, wir hätten sonst nicht diesen Dichter und seine Sprache bekommen. Erstaunlicherweise aber hat er die ödipale Organisation der Sprache und die ödipale Organisation des Existenzbegriffs vom abwesenden anderen königlich aufgerichtet.

Literatur

Bion, W.R. (1997): *Transformationen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bion, W.R. (1955): Language and the Schizophrenic. In: M. Klein u.a. (Hg.), *New Directions in Psychoanalysis*, S. 220-239. London: Tavistock.

Freud, S. (1911b): Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens. *GW VIII*, 230-238.

Freud, S. (1915e): Das Unbewusste. *GW X*, 264-303.

Money-Kyrle, R. (1971): The aim of psychoanalysis. *International Journal of Psycho-Analysis* 52, 103-110.

Segal, H. (1952): A psycho-analytical approach to aesthetics. *International Journal of Psycho-Analysis* 33, 196-207.

Tustin, F. (1990): *The Protective Shell in Children and Adults*. London: Karnac.

“Gibt es auch Wahnsinn, hat es doch Methode“ – Eva Jaeggi als forschende Praktikerin und praktizierende Forscherin

Heiner Legewie

Liebe Eva, verehrte Damen und Herren, liebe Freunde!

Das Programmkomitee, dem ich für dieses wunderschöne Symposium herzlich danken möchte, hat mir als Nicht-Psychotherapeuten die Aufgabe zugeordnet, die intellektuelle Biographie von Eva Jaeggi jenseits ihres engeren Schwerpunkts Psychotherapie in unseren gemeinsamen TU-Jahren zu würdigen. Ich möchte vorab bekennen, dass mir die Vorbereitung ausgesprochen Spaß gemacht und mich um einige geistige Entdeckungen bereichert hat. Natürlich kann es bei meinem kurzen Beitrag nur um einige wenige subjektive Akzente aus einer sehr reichen intellektuellen Biographie gehen.

“Gibt es auch Wahnsinn ...“

“Gibt es auch Wahnsinn, hat es doch Methoden ...“ – unter diesem Titel veröffentlichtest du 1990 – zusammen mit Robert Rohner und Peter Wiedemann – in Abwandlung des berühmten Hamlet-Zitats “Eine Einführung in die Klinische Psychologie aus sozialwissenschaftlicher Sicht“. Ich halte das Buch, das du durch seine zahlreichen Nachfolger etwas in Vergessenheit hast geraten lassen, noch immer für eins deiner wichtigsten und aufregendsten Werke.

Der Titel – wie könnte es bei dir anders sein – weist auf verschiedene Deutungsebenen, von denen ich hier nur ein paar nennen will:

- Psychische Störungen und ihre Behandlung, auf die sich die beiden Hauptkapitel des Buches – “Störungsmodelle“ und “Therapiemodelle“ – beziehen.
- Der gesellschaftliche Wahnsinn, der uns in seinem historischen Wandel, in Zeitgeist und Moden immer wieder neue Sichtweisen und Methoden von der Beichte bis zum neuzeitlichen Psychoboom beschert. Hier vor allem erweist sich die Fruchtbarkeit deiner “sozialwissenschaftlichen Perspektive“ und hier kann auch der Insider deine “Einführung“ als wahre Fundgrube schätzen.
- Nicht zuletzt geht es dir um den alltäglichen Wahnsinn der Institutionen, in denen wir arbeiten: der psychologische Wissenschaftsbetrieb, die Universität als oft absurde, von dir so genannte “Arbeits- und Lebenszeit-Vernichtungsmaschine“, schließlich der progressive Wahnsinn des Gesundheitsversorgungssystems. So lange ich dich kenne, wirkst du hier als respektlose Provokateurin gegen des Kaisers alte oder neue Kleider. Ich werde gleich darauf zurückkommen.
- Und schließlich die Anspielung auf Hamlet als Lichtgestalt der Psychoanalyse.

Wie alles anfang an der TU

Am 16. März 1977 begann ich – vom Max-Planck-Institut für Psychiatrie kommend und völlig unbeleckt vom organisatorischen Innenleben einer Universität – meine Arbeit an der TU Berlin. Meine buchstäblich erste Amtshandlung war die Leitung der Berufungskommission *Professur für Psychotherapie*. Es gab eine größere Zahl prominenter Bewerber und Bewerberinnen. Nachdem ich mit den interessantesten Bewerbern gegen die Regeln der hochschulpolitischen Correctness informelle persönliche Gespräche geführt hatte, stand für mich fest, dass für diese Professur nur die Verhaltenstherapeutin Eva Jaeggi in Frage kam. Leider waren die beiden anderen Professoren in der Kommission sich einig, dass ein prominenter Gesprächstherapeut Platz 1 der Liste schmücken sollte. Und gegen die Professorenmehrheit konnte nicht entschieden werden. Ich musste damals sehr schnell sehr viel über universitäre Gremienarbeit lernen. Ein guter Kollege gab mir den Rat, wegen der Bedeutung dieser Professur die Kommission in eine sogenannte *Große Berufungskommission* mit 5 Professoren zu verwandeln. Gegen die Bedeutung der Professur konnte niemand etwas einwenden, und so konnte sie dann 1978 mit einer bedeutenden Persönlichkeit besetzt werden.

Die Provokateurin

Du erwiesest dich im grauen, ernstgeschwängerten und männerbestimmten Institut für Psychologie bald als respektlose intellektuelle Provokateurin und im wahren Wortsinn als bunter Vogel. Das war herzerfrischend, aufklärerisch und charmant, aber nicht immer ausgesprochen diplomatisch und machte uns Klinischen Psychologen die Zusammenarbeit mit unseren “ernsthaften“ Kollegen nicht immer leicht. Da die aufklärende Provokation so bezeichnend für dich ist, auch für dein später zu besprechendes Schreiben, will ich ein paar kurze Beispiele geben.

Wir Menschenbummler

Als ich bei der Vorbereitung dieses Symposiums Deine “Autobiographie einer Psychotherapeutin“ von 1983 wieder zur Hand nahm, fand ich darin als Widmung “Meinem kritischsten und zweifelndsten Leser – trotzdem in Freundschaft“. Ich erinnere mich der langen Diskussionen, die wir wegen des Titels hatten. “Menschenbummler“ schien mir für den Beruf der Psychotherapeutin zu respektlos, für die Ernsthaftigkeit der therapeutischen Beziehung und das Leiden des Patienten geradezu zynisch. Heute verstehe ich, dass es dir darum ging, gegen die ehrfurchtgebietende weihevollen Selbststilisierung der Therapeutenzunft eine Provokation zu setzen.

Der Schildbürgerstreich

Am Institut für Psychologie kursierte in den 70er Jahren ein zunächst hektographierter Aufsatz, den du in deinem Buch “Psychologie und Alltag“ (1987) unter dem Titel “Akademische Psychologie – ein geistiger Schildbürgerstreich“ veröffentlicht hast. Darin heißt es u.a.:

“Die alten Technokraten mit ihren sterilen Experimenten, Fragebogen, Tests und Computerbögen würden, so hatte ich gedacht, nach und nach aussterben wie die Dinosaurier – hinweggelacht von denen, die sich für Menschen in ihrer Gesamtheit wirklich interessieren ... Natürlich kann man – und dies geschieht – psychologische Forschung in bekannter künstlicher Manier aufbauen und in den Elfenbeinturm nur diejenigen hineinlassen, die gewisse Zauberformeln beherrschen ... Technokraten nennen dies: ‘das Niveau heben‘ – da sie merkwürdigerweise davon ausgehen, dass eine multidimensionale Skalierung schwerer zu bewerkstelligen sei als die sinnvolle Interpretation eines Ge-

sprächs zwischen Klient und Therapeut anhand analytischer Kategorien ... In welchem Seminar hätte man nicht irgendwann mit belustigtem Staunen sogenannte empirische Studien zur Kenntnis genommen, in denen in gravitäischem Wissenschaftsstil festgestellt wird, dass signifikante Korrelationen bestehen zwischen dem Umfang des Wortschatzes von Eltern und Kindern oder dass mit zunehmender Bedeutung eines Freundes die Angst vor Verlust wächst. Ganz abgesehen von den vielen Studien, die ganz offensichtlich irgendwelche Labor-Artefakte messen oder sich mit Problemen abgeben, die niemanden interessieren außer denjenigen Wissenschaftlern, die dafür Forschungsgelder einstreichen! ...

Nicht wenige akademisch-psychologische Lehrer scheinen in ihrem Unvermögen zu praktischer Kommunikation eine Art "Markenzeichen" zu sehen dafür, dass es sich bei ihnen um die 'wahren' Wissenschaftler handelt ..."

Unverständlicherweise fühlten sich unsere Kollegen am Institut von diesem Artikel persönlich getroffen und setzten ihn auf den Index die akademische Jugend gefährdender Schriften.

Die "Sanyassin"

Zur gleichen Zeit sorgte eine von dir betreute Diplomarbeit für Aufregung, in der es um die astrologischen Diagnosen einer Psychosekte ging – und zwar im Gegensatz zu den astrologischen Untersuchungen des hoch angesehenen Psychologen Jürgen Eysenck einer Untersuchung ohne jeden Signifikanztest. In einer Art öffentlicher Gerichtsverhandlung wurde dir damals vorgehalten, solche "unwissenschaftlichen" Diplomarbeiten "könne sich das Institut nicht leisten". Wenig später ging ein Raunen durch das Institut und die Kollegen fühlten sich in ihren schlimmsten Vorurteilen bestätigt: Eva Jaeggi war mittags in der Cafeteria in gelbem Sanyassin-Gewand und mit der braunen Baghwan-Kette gesichtet worden.

Nun kennen wir zwar prominente Kollegen, die etwa plötzlich vom zahlenbesessenen Verhaltenstherapeuten zum Sufi mutieren, Namensänderung inbegriffen. Doch nicht erst seit deiner Glosse "Ramona auf dem Weg der Erleuchtung" (Journal für Psychologie 1998, mit Heidi Möller) weiß jeder, der dich kennt, wie fern dir respektloser Aufklärerin jede Form des Sektierertums liegt, auch innerhalb der Psychologie.

Die Erklärung für deinen Sanyassin-Auftritt ist also sicher auf anderer Ebene zu suchen. Ich belasse es bei der Hypothese, dass der akademische Weihrauch deine unbändige Lust zu Spott und Provokation anstachelte.

Ich könnte die Reihe der Provokationen noch lange fortsetzen, z.B. um deine Eloge auf "Die immense Wissensakkumulation der Verhaltenstherapie" (Journal für Psychologie 1992). Beispiele aus jüngerer Zeit, in denen es um aufklärende Provokationen gegen die Orthodoxien der Psychoanalyse geht, werden andere hier im Auditorium besser kennen.

Die Ethnographin des Alltags

Eine besonders kreative und liebenswerte Seite deines Schaffens liegt für mich in deiner Fähigkeit und Offenheit, die kleinen Randerscheinungen des Alltagslebens sensibel zu beobachten und psychologisch oder besser sozialwissenschaftlich zu reflektieren. Eine Serie solcher psychologischer Miniaturen sind in dem Band "Psychologie und Alltag" (Pieper 1987) vereint, eine brandneue ist eben erschienen (Liebesglück – Beziehungsarbeit, Rowohlt 1999). Da finden wir, neben psychologischen Reflexionen über Freundschaft, Sexualität, Erziehung z.B. auch – seiner Zeit voraus und ganz im Sinne der Technischen Universität – einen Essay über "Mensch-Maschine-Systeme" am Beispiel

des Anrufbeantworters. In all diesen Arbeiten bilden sehr persönliche Erfahrungen und Beobachtungen den Anlass für feinfühlig und mit leichter Hand oder spitzer Feder vorgetragene psychologische Reflexionen. Deine psychologischen Miniaturen, die ich für eine originelle Gattung ganz eigener Art halte, sind vielleicht mitgeprägt vom österreichischen Feuilleton der 20er Jahre, wie es so meisterhaft von dem uns beiden gleichermaßen geliebten Joseph Roth in seiner Berliner Zeit entwickelt wurde.

Neben den psychologischen Miniaturen nutzt du in schöner Regelmäßigkeit deine biographischen Statuspassagen für psychologische Sachbücher, die es bis in die Bestsellerlisten geschafft haben.

Das beginnt mit "Wir Menschenbummler – Autobiographie einer Psychotherapeutin" (Beltz 1983). Im nächsten Buch "Wenn Ehen älter werden – Liebe, Krise, Neubeginn" (mit Walter Hollstein, Piper 1985) haben dir deine damaligen Ehe- und Krisenerfahrungen den Anstoß für Recherchen, Interviews und Reflexionen über Alltag, Dauer, Trennung und Entwicklung in der Partnerschaft gegeben. 1992 folgte "Ich sag´ mir selber Guten Morgen. Single – eine neue Lebensform" (Piper). 1996 schließlich "Viel zu jung, um alt zu sein – Das neue Lebensgefühl ab sechzig".

In "Wir Menschenbummler" findet sich der Satz "Es belastet mich ..., wenn Klienten [und Leser – könnte man ergänzen] ... sich intensiv um mich als Privatperson kümmern – deshalb gehe ich darauf [in diesem Buch] selten ein". Dahinter verbirgt sich vielleicht das Geheimnis deiner autobiographisch geprägten Bücher: Jenseits wohlfeiler Betroffenheitsliteratur nimmst du deine persönliche Erfahrung zum Anlass für historische, soziologische und psychologische Reflexionen, die vom privaten Ausgangspunkt zum "besonderen Allgemeinen" führen und den Leser in seinem Herzen ebenso wie seinem Verstand ansprechen. Dabei zeichnet diese Bücher noch etwas aus, von dem ich schon gesprochen habe, und das ich aus Gründen der biographischen Nähe besonders an dem Buch über uns junge Alte schätze: Als unermüdliche Aufklärerin schlachtest du in deinen Büchern ganze Herden heiliger Kühe!

Die qualitative Forscherin

Worin besteht der Zusammenhang zwischen deiner Arbeit als Sachbuchautorin und deinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen? Ich denke, wie bei einer guten Komponistin ist bei dir die Unterscheidung zwischen U- und E-Produktionen fragwürdig, der Übergang ist fließend. Ausgangspunkt und Basis für deine Forscherinnen-Tätigkeit waren und sind immer die eigene Praxis als Psychotherapeutin und die dir auf den Leib geschnittenen Methoden der qualitativen Sozialforschung: Teilnehmende Beobachtung, Interview und hermeneutische Textinterpretation.

Psychische Verarbeitung von Tschernobyl

1986 haben wir gemeinsam an einem Forschungsprojekt gearbeitet, das mich selber und wohl auch dich stark geprägt hat. Nach der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl waren es unsere Studenten, die den Anstoß gaben, eine Langzeitstudie über die psychischen Folgen der Umweltkrise durchzuführen. Neben Eva Jaeggi und mir gehörten der Projektgruppe Andreas Böhm, Klaus Boehnke, Angelika Faas und Birgit Böhm an. 20 Berlinerinnen und Berliner wurden von uns in den Jahren 1986 - 1989 insgesamt dreimal in ausführlichen offenen Interviews über ihre Erfahrungen und ihre biographische Verarbeitung der Reaktorkatastrophe und anderer Umweltbelastungen befragt. Zusätzlich führten wir zweimal eine repräsentative Telefonbefragung von 200 Bürgerinnen und Bürgern zu den zentralen Interviewthemen durch. Das besondere an diesem Projekt war die Zusammenarbeit einer Forschergruppe, die sich 2 Jahre lang wöchentlich zu einer

Forschungssupervision traf. Jeder von uns führte seine Interviews durch, die wir gemeinsam interpretierten, wobei auch der eigene Umgang mit der Umweltkrise zum Thema wurde. Aus dem Projekt sind eine Ehe, ein Buch, viele Diplomarbeiten, eine Doktorarbeit und eine Reihe von Veröffentlichungen hervorgegangen. Du hast dich insbesondere auseinandergesetzt mit der symbolischen Bedeutung von Körper und Nahrung, wobei du den Grundstein gelegt hast für deine spätere intensive Beschäftigung mit Essstörungen und damit für dein Buch "Essen ist keine Sünde. Ein Anti-Diät-Buch" (mit Christoph Klotter, 1995), das ausnahmsweise auch eine sehr gekonnte telefonische Repräsentativbefragung über Essgewohnheiten enthält. Das geplante gemeinsame Buch über dieses Projekt ist leider im Planungsstadium stecken geblieben, weil die Mitglieder der Forschergruppe nach zwei Jahren der Zusammenarbeit unterschiedliche Interessen entwickelten und neue Wege einschlugen. Doch wichtiger als die inhaltlichen Ergebnisse dieses Projektes war für uns alle der Prozess und das Beispiel supervidierter qualitativer Forschung.

Ost-West-Ehen und der "unmögliche Beruf"

Dein nächstes Forschungsthema besaß eine ähnlich große zeitgeschichtliche Aktualität wie die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl: 1989 begannst du als eine der ersten Sozialwissenschaftlerinnen, zusammen mit Angelika Faas, Thomas Krauß und Anette Simon, mit qualitativen Studien zu Partnerschaften und Familienbeziehungen zwischen Deutschen aus der DDR und der Bundesrepublik. Eure Ergebnisse, basierend auf Gruppengesprächen, Interviews und von dir betreuten Diplomarbeiten waren nuancenreicher als die Flut der inzwischen erschienenen sozialwissenschaftlichen Publikationen. Einen Grund, warum du diese spannenden zeitgeschichtlich-psychologischen Forschungen nicht systematisch fortgesetzt hast, sehe ich in deiner Abneigung gegen die Einengungen und Zwänge, die heutzutage mit der Drittmittelforschung verbunden sind.

Ein anderer Grund ist sicher dein in den letzten Jahren immer mehr in den Mittelpunkt rückendes Interesse an der Psychotherapie als Profession, an den Biographien von Psychotherapeuten und an ihren Bewältigungsformen im Umgang mit diesem "unmöglichen Beruf". Auch hier verfolgst du – statt eines prestigeträchtigen, aber zwangsläufig mit Bürokratie und Leerlauf verbundenen Drittmittelprojekts – beharrlich seit Jahren das Prinzip der "Small-is-beautiful-Forschung" über selbst geführte Interviews, studentische Projekte und von dir betreute Diplom- und Doktorarbeiten. Irgendwann in naher Zukunft, da bin ich sicher, wirst du uns nach einem schönen Weitra-Sommer mit einem neuen Opus magnum über den "unmöglichen Beruf" überraschen.

Denkverbote gibt es nicht

Auch dein methodischer Beitrag zur qualitativen Forschung "Denkverbote gibt es nicht! – Vorschlag zur interpretativen Auswertung kommunikativ gewonnener Daten" (Erstfassung mit Angelika Faas 1993, 2. überarbeitete Fassung mit Angelika Faas und Katja Mruck 1998 als Forschungsbericht) versteht sich als Beitrag für "forschende Praktiker", wenn es bewusst bescheiden heißt:

"Die [anderenorts] vorgeschlagenen Auswertungsschritte (erweisen sich) meist als umfänglicher, als dies im Rahmen z.B. einer Diplomarbeit oder eines kleinen Forschungsprojektes leistbar wäre. Mit (dem Verfahren) des Zirkulären Dekonstruierens wollen wir einen Weg zeigen, der uns insbesondere für psychologische Diplomarbeiten gangbar und sinnvoll erscheint."

Weshalb "Zirkuläres Dekonstruieren"? Die Autoren schreiben dazu:

“Unser Ausgangsmaterial ist ein Text, um den herum wir uns in kreativen Gedankenschleifen intuitions- und theoriegeleitet bewegen. Damit ‘dekonstruieren’ wir zirkulär und rekursiv den Text und setzen ihn anschließend so zusammen, dass implizite Sinngehalte sichtbar werden können. Auf diese Weise findet ein mehrfacher Perspektivenwechsel statt, durch den wir Bausteine für eine Theorie über unseren Forschungsgegenstand finden, die neuartige Erkenntnisse verspricht.“

Das klingt notgedrungen sehr abstrakt. Wer sich darunter nichts vorstellen kann, sollte – möglichst in einer Gruppe – einmal ein Interview oder eine Gesprächsaufzeichnung “zirkulär dekonstruieren“: Er oder sie kann sich einer spannenden intellektuellen Erfahrung und neuer Erkenntnisse über den Gegenstand sicher sein.

In einem Vortrag über “Klinische Psychologie als Sozialwissenschaft“ (1992) findet sich eine Einladung zu solcher Art der Forschung auch an die praktisch tätigen Psychologen:

“Der Klinische Praktiker hat ... einen natürlichen Bezug zur Forschung, sofern er daran interessiert ist. Und diesen natürlichen Bezug sollte er auch ausnützen, indem er mit seinen ureigenen Mitteln und Fragestellungen einsteigt in den Forschungsprozess. Dazu braucht es keine langen DFG-Anträge, dazu braucht es keine großen Gelder. Man muss abschätzen können, welches Thema im kleinen Kreis (am besten eignen sich dazu gute Supervisionskollegen) bearbeitbar ist, welche Methoden man bevorzugt und wie man die Ergebnisse darstellt. Es gibt viele Möglichkeiten, das berühmte Burnout-Syndrom bei Klinischen Psychologen zu umgehen ... [nicht zuletzt] auch: Forschung – sofern man sie nur praxisadäquat betreibt.“

Der Psychologe als wissenschaftlicher Praktiker

Deine vor 10 Jahren vorgelegten Konzepte des Klinischen Psychologen als forschender Praktiker sind heute aktueller denn je, wie auch die heutige Mitgliederversammlung der NGfP deutlich gemacht hat. Dafür gibt es zwei Gründe:

- Die im Therapeutengesetz verankerten Forderungen nach Qualitätssicherung und Evaluation von Psychotherapie führt auch zu neuen methodischen Anforderungen an die künftigen praktisch tätigen Psychologen, für die sich in erster Linie qualitative Methoden anbieten.
- Die in den nächsten Jahren anstehende Ersetzung des Diplomstudiengangs Psychologie durch einen dreijährigen Bachelorstudiengang mit anschließenden Spezialisierungsmöglichkeiten durch Masterstudiengänge bietet die Chance einer grundlegenden Studienreform, die erstmals konsequent an den Bedürfnissen der Praxis orientiert ist.

Aufgrund dieser Aktualität möchte ich abschließend auf einen Gedankengang eingehen, der vielleicht als dein Vermächtnis an die Psychologie als akademisches Studium anzusehen ist.

In einem Artikel mit dem Titel “Psychologen: Auf der Suche nach Identität“ (Psychologie heute, April 1990) analysierst du zunächst, weshalb dem Psychologenberuf mit seinen vielerlei Facetten bisher ein “Zentrum”, eine ganz bestimmte Sichtweise auf ein Sachgebiet, gekoppelt mit spezifischen Methodenkenntnissen“ fehlt. Du schreibst:

“Meine These: Ein erhöhtes Gefühl dafür, was ein Psychologe ist und sein könnte, kann nur an der Universität entstehen – und das macht ein gewaltiges curriculares Umdenken erforderlich, gegen das die bisherigen Reformbemühungen nur als kleines Wellengekräusel erscheinen würden. Der Psychologe sollte an der Universität lernen, dass der zentrale Aspekt seines Berufes darin besteht, ein kontinuierlich reflektierender wissenschaftlicher Praktiker zu sein – gleichgültig, ob er sich später als Wissenschaftler begreift oder ein sogenannter ‘reiner’ Praktiker wird ... Das Zentrum seines Berufes ... ist das Erreichen einer reflexiven Meta-Ebene in Bezug auf *alle* gängigen Psychologien und Methoden, die Interaktion und Innerseelisches betreffen. Das ist es, was ihn von allen anderen Helferberufen abgrenzt und als eigenständig ausweist. Wir haben es hier ... mit einer Trias von Praxis, Theorie und Methodik zu tun, die in der Person des Psychologen zusammentreffen sollte ...

Wie aber könnte eine solche Identität aussehen, wodurch lässt sie sich begründen? Zwei einander ergänzende und unterstützende Aspekte scheinen mir geeignet, den Psychologen an der Universität – unabhängig von der später favorisierten Therapieschule oder Tätigkeit – eine spezifische Identität zu verleihen. Diese beiden Aspekte verlangen ganz sicher eine andere Art des Studienangebots und wahrscheinlich auch eine präzisere Form der Aufmerksamkeit auf Seiten der Studierenden. Es ist dies

1. die Zentrierung des Studiums auf den Psychologen als wissenschaftlich orientierten Praktiker und
2. die Zentrierung auf Methoden, die dieser Art wissenschaftlicher Praxisbegleitung angemessen ist.“

Liebe Eva, ich hoffe und wünsche uns allen, dass du uns, wie auch immer sich die Schwerpunkte deines künftigen Wirkens entwickeln werden, weiterhin wort- und tatkräftig dabei unterstützt, diesem Ziel näher zu kommen!

Und ich möchte dir herzlich danken für die 22 Jahre kollegialer freundschaftlicher Zusammenarbeit und die vielen Anregungen, die du uns allen in dieser Zeit gegeben hast.

Literatur

- Jaeggi, E. (1983): *Wir Menschenbummler. Autobiographie einer Psychotherapeutin*. Weinheim: Beltz.
- Jaeggi, E. (1989): *Psychologie und Alltag*. München: Piper.
- Jaeggi, E. (1990): Psychologen: Auf der Suche nach Identität. *Psychologie heute* 4, 73-81.
- Jaeggi, E. (1992): Die immense Wissensakkumulation der Verhaltenstherapie. *Journal für Psychologie* 1, 84-85.
- Jaeggi, E. (1992): *Ich sag‘ mir selber Guten Morgen. Single – eine moderne Lebensform*. München: Piper.
- Jaeggi, E. (1996): *Viel zu jung, um alt zu sein. Das neue Lebensgefühl ab sechzig*. Reinbek: Rowohlt.
- Jaeggi, E. & Möller, H. (1998): *Ramona auf dem Weg der Erleuchtung*. *Journal für Psychologie* 4, 53-60.
- Jaeggi, E. (1999): *Liebesglück – Beziehungsarbeit. Warum das Lieben heute schwierig ist*. Reinbek: Rowohlt.
- Jaeggi, E. & Hollstein, W. (1985): *Wenn Ehen älter werden – Liebe, Krise, Neubeginn*. München: Piper.
- Jaeggi, E. & Klotter, C. (1995): *Essen ist keine Sünde. Ein Anti-Diät-Buch*. München: Quintessenz.
- Jaeggi, E., Rohner, R. & Wiedemann, P.M. (1990): *Gibt es auch Wahnsinn, hat es doch Methoden. Eine Einführung in die Klinische Psychologie aus sozialwissenschaftlicher Sicht*. München: Piper.
- Jaeggi, E., Faas, A. & Mruck, K. (1998): *Denkverbote gibt es nicht! Vorschlag zur interpretativen Auswertung kommunikativ gewonnener Daten (2. überarb. Fassung)*. Forschungsbericht aus der Abteilung Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften der Technischen Universität Berlin, Nr. 98-2.

Psychotherapie – Profession oder Wissenschaft?

Michael B. Buchholz

Vortrag zur Verabschiedung von Frau Professor Dr. Eva Jaeggi am 12.2.2000 in Berlin.

Zusammenfassung: Die zentrale These lautet, Psychotherapie sei keine Wissenschaft, sondern Profession. Psychotherapie ist a) wissenschaftsbasiert; b) sie thematisiert existentielle Probleme in c) intimisierter Interaktion. Ihre besondere Leistung besteht im individuellen Zuschnitt. Psychotherapie kann deshalb allgemein nicht definiert, wohl aber individuell realisiert werden. Das gegenwärtige Problem im Feld der Psychotherapie resultiert aus der veralteten hierarchischen Vorstellung, wonach Wissenschaft über den Professionen stehe. Dieser Anspruch wird zurückgewiesen. Wissenschaft kann Professionen basieren und irritieren, nicht aber determinieren.

I.

Während meiner langjährigen Beschäftigung mit der Frage, die der Titel meines Vortrags formuliert, hat mich etwas immer mehr entlastet: es gibt eine dem Alltagsverstand haarsträubend vorkommende Differenz zwischen den theoretisch komplexen und anspruchsvollen Beschreibungen dessen, was Psychotherapie und insbesondere Psychoanalyse sei und dem, was man in Psychoanalysen beobachten kann. Was Analytiker tun, ist jedoch nicht einfach oder einfach simpel. Es ist offenbar viel komplexer als ihre Theorie und es ist viel komplexer, als wollte man ihr Tun durch die Formel beschreiben, dass sie eine Theorie *anwenden*. Dadurch, dass mittlerweile doch publizierte Transkripte von Psychotherapien und Psychoanalysen vorliegen – etwa im 2. Band des Ulmer Lehrbuches (Thomä und Kächele 1988), in anderen Publikationen (Buchholz 1995, Buchholz und Hartkamp 1997) oder in elektronischer Form gespeichert – sind wir glücklicherweise in der Lage zu sehen, dass Psychoanalytiker keineswegs nur mit Deutungen reagieren, nicht jeden Widerstand analysieren, nicht auf jedes Übertragungsangebot reagieren. Wir wissen auch, dass sie keineswegs immer genau wissen, was sie tun. So konnte schon Argelander (1966) bei seinen am Frankfurter Sigmund-Freud-Institut durchgeführten Studien zum sog. Sprechstunden-Interview, wobei Analytiker bei ihren Erstinterviews videografiert wurden, feststellen, dass sie einer klugen Intuition folgen, auch wenn sie in der anschließenden Nachbesprechung meinen, einer Theorie gefolgt zu sein. Es muss zunächst irritieren, wenn Therapeuten das eine tun, aber das andere meinen zu tun, aber dann darf man sich daran erinnern, dass der große Mystiker der Psychoanalyse, Wilfried Bion (vgl. Eigen 1998) einmal bemerkt habe, er könne sich nicht an die Regeln der Psychoanalyse halten, weil er gar nicht wisse, was das ist. Damit korrespondieren Erfahrungen wie die von John Klauber (1975), der mitteilt, er habe 10 Jahre gebraucht, um nach seiner Ausbildung frei von den Verfahrensvorschriften zu werden und da erst begonnen, sich als Psychoanalytiker zu fühlen.

Offenbar spielt in den professionellen Vollzug etwas anderes hinein als Theorie und ihre Anwendung, etwas anderes noch als wissenschaftliches Wissen. Was das sein

könnte, haben freilich Wissenschaftler wie Krause und seine Mitarbeiter Krause und Lütolf 1988, Krause 1992, Steimer-Krause 1996) mittlerweile an der mimischen Interaktion von Therapeuten und ihren Patienten feststellen können: der selbst nur schlecht kontrollierbare mimische Ausdruck auf dem Gesicht des Therapeuten schon während des Erstgesprächs lässt eine ziemlich genaue Prognose darüber zu, ob die ins Auge gefasste Therapie erfolgreich verlaufen wird. Therapeuten, die ihren Patienten mit besonders vielen freundlichen mimischen Reaktionen begegnen, berichten anschließend, das sei nötig gewesen, weil die Patienten so "ich-schwach" gewesen seien (Krause und Merten 1996). Die Analyse des Videobandes zeigt aber, dass sie mit einer Intensivierung ihrer Lächel-Reaktionen gerade dann geantwortet haben, wenn die Patienten deprimiert waren, sich vom Kontakt zurückzogen oder den Therapeuten subtil angriffen. Auch hier die Differenz zwischen dem, was Therapeuten denken, was sie tun und dem was sie tun. Aber es gibt noch eine weiterführende Beobachtung: dass nämlich das, was Therapeuten über ihre Patienten denken – hier im Beispiel ist es die These von der Ich-Schwäche – seinerseits ziemlich mächtige Wirkungen für die weitere Interaktionsgestaltung entfaltet. Wenn man einen Patienten so behandelt, wie es das diagnostische Urteil und Vor-Urteil nahe legt, ist die Chance groß, dass er sich irgendwann ins Bild passt. Diese Neigung zur Konformität mit dem Bildentwurf des Anderen ist das, was besonders schwerere Störungen auszeichnet; sensible Behandler von psychotischen Menschen wie Harold Searles (1985, 1987), Benedetti (1975, 1983) oder Siirala (1961) haben uns das gelehrt. Wir können weiter daraus lernen, dass in einer guten therapeutischen Interaktion – Frau Jaeggi (1994) hat in Kritiken am empirischen Forschungsbetrieb mit allem Nachdruck darauf hingewiesen – sich noch etwas anderes abspielt als Anwendung von Theorie oder Interventionen aufgrund von diagnostischen Urteilen. Im Gegenteil, auch hier wissen wir mittlerweile recht gut, dass Diagnose und dann folgende Behandlung wenig bis gar nichts miteinander zu tun haben (Buchholz 1998, 2000).

Hier spielt etwas ganz anderes hinein und dieses andere bezeichne ich als das professionelle Können. Es ist wissenschaftlich basiert, hat Wissenschaft und damit sowohl Nosologie als auch Veränderungswissen zur Grundlage, geht aber weit darüber hinaus. Offenbar müssen wir mit der Möglichkeit verschiedener Wissenstypen rechnen. Man könnte hier schon mit Luhmann (1997) sagen, dass die Wissenschaft jenes Wissen, das sich nicht mit dem Code "wahr oder unwahr" prozessieren lässt, an andere gesellschaftliche Funktionssysteme zur Bearbeitung abgibt; ein solches anderes Funktionssystem sind die Professionen, von denen die Psychotherapie ein besonderes Gebiet ist. Ein Folge der Ausdifferenzierung von Profession und Wissenschaft ist, dass das berühmte Junktum von Heilen und Forschen nicht mehr in der Person einzelner Psychotherapeuten realisiert werden muss, sondern darüber hinaus die Frage nach dem institutionellen Junktum von Profession und Wissenschaft aktuell wird. Wir haben nämlich mittlerweile Psychotherapieforscher, die erklärtermaßen nicht Psychotherapeuten sein wollen, sondern Forscher und im Grundberuf z.B. Informatiker oder Mathematiker sind – und umgekehrt. (Reiter und Steiner 1996).

II.

Die angesprochene Differenz zwischen dem, was man zu tun denkt und dem, was andere beobachten, ist innerhalb der Wissenschaft selbst Gegenstand von Beobachtungen geworden, etwa im Feld der Attributionsforschung (Jones et al. 1972). Danach scheint es systematische Beobachter-Urteile zu geben, die die Standortabhängigkeit des eigenen Urteils nur unterstreichen. Handelnde halten etwa meist die Umstände für ihr Tun verantwortlich, während dritte Beobachter eher die Persönlichkeit des Handelnden und

deren Motive als Handlungsursache verantwortlich machen. Mit solchen Erkenntnissen hätte die psychologische Forschung allmählich reflexiv werden können und ist es in sich eigens ausdifferenzierenden Teilen auch geworden, wobei wichtige Impulse von Berlin und Eva Jaeggi ausgingen. Die Theorie der kognitiven Dissonanzen stellte in berühmten Experimenten aus den 60er Jahren die Behauptung auf, dass Menschen dazu tendieren, konforme Informationen zu selektieren (zusammengefasst im Reader von Doob und Regan 1971). Man kauft sich ein neues Auto – und liest anschließend verstärkt die Prospekte jener Marke, die man schon besitzt. Was aber, so fragte damals der kanadische Sozialpsychologe Lewis Brandt (1971) und in den USA Daryl J. Bem (1967), ist eigentlich, wenn diese Theorie Universalität beansprucht? Dann müsste sie doch auch für Wissenschaftler selbst gelten? Müssten dann nicht auch Forscher einen solchen Trend zur Selektion jener Informationen haben, die zur vorgefassten Hypothese passen?

Tatsächlich sind wir heute in der Lage, dies zu bestätigen. Wir wissen gut genug, dass das, was Wissenschaftstheoretiker normativ über den Vollzug von Wissenschaft postuliert haben, irgendwie nicht mit dem übereinstimmt, was Wissenschaftler tatsächlich tun. Knorr Cetina (1984, 1995) beobachtete Physiker in Elementarteilchen-Labors und findet, dass sie viel mehr in Metaphern über ihre fachlichen Probleme reden, als ihr eigenes Ethos von begrifflicher Präzision ihnen gestatten würde. Selbst hier, in diesem "harten" Zweig der Wissenschaft, muss von bildhafter Darstellung und begrifflicher Unschärfe Gebrauch gemacht werden. Emily Martin (1993) analysierte amerikanische Standard-Lehrbücher der Biologie und fand am Beispiel der Sperma-Ei-Interaktion, dass diese immer wie eine Romanze zwischen Dornröschen und dem eindringenden Ritter dargestellt werden; diese Beobachtung der Autorin erforderte eine gewisse Radikalität, denn es war ihr eigener Ehemann, der die entsprechenden Forschungen darüber, dass es biochemische Vorgänge des weiblichen Eis sind, die den Spermakopf attrahieren und nicht dessen Wille zum Eindringen, durchgeführt hatte.

Zur Selektion von konformen Informationen gibt es Beobachtungen im Feld der Psychotherapie, die zur Kenntnis zu nehmen sich durchaus lohnt. William B. Stiles (1993) damals Vorsitzender der internationalen "Society of Psychotherapy Research" (SPR), bemerkte in einem Aufsatz über qualitative Forschungsstrategien, dass man die Ergebnisse im Feld der vergleichenden Psychotherapie-Forschung vorhersagen könne, wenn man nur aus anderen Publikationen der Autoren deren Neigung zu dieser oder jener Schule kenne. Tatsächlich ist das ein wohlbekannter Befund aus der vergleichenden Forschung in der Psychotherapie (Leichsenring 1996). Verhaltenstherapeuten finden natürlich, dass in ihrer Studie die Verhaltenstherapie besser abschneidet und das ist bei anderen im großen und ganzen nicht sehr viel anders. (Vgl. auch meine Diskussion um das Programm der "Empirically Supported Therapy", Buchholz 2000)

Auch Wissenschaftler selektieren konforme Informationen. Noch könnte man allerdings einwenden, wie sollte es denn anders sein? Müssen wir das nicht grundsätzlich so machen? Ich würde erwidern, ja schon, nur dass hier die Art und Weise der Selektion so offensichtlich vom Interesse oder vom gesellschaftlichen Deutungsmuster her prognostiziert werden kann, macht doch einen Unterschied. Und ich würde weiter sagen, wenn diese Tendenz im Kern der empirischen Forschung gezeigt werden kann, dann gibt es ein ernstes Problem. Tatsächlich gibt es eine Studie von Raue et al. (1995), die folgendermaßen angelegt war. Verwendet wurde ein gut operationalisiertes Maß, die Working Alliance Scale (WAS), die der Einschätzung des Arbeitsbündnisses bei einer transkribierten Therapie dient. Dieses Instrument wurde nun von verschiedenen Ratern benutzt, einmal behavioral orientierte, dann psychodynamisch orientierte Rater. Wie nicht an-

ders zu erwarten, sind deren Urteile nicht vom Transkript, sondern von ihrer theoretischen Orientierung am stärksten beeinflusst, dieser Faktor erklärt den größten Varianzanteil, wenn ich mich einmal so technisch ausdrücken darf. Diese Untersuchung, obwohl im führenden Journal der SPR publiziert, ist bislang praktisch nicht zitiert worden; vielleicht ist das selbst ein Beispiel für die Tendenz zur konformen Informationsselektion.

III.

Man könnte ja sagen, rater sind die Augen der empirischen Forscher. Wenn hier schon, auf der elementaren Ebene der Beobachtung und der Operationalisierung, die doch der Eliminierung von Beobachterfehlern dienen soll, solche Effekte nachgewiesen werden können, müsste das massive methodologische Korrekturen nach sich ziehen. Einige empirische Forscher, die der harten Fraktion in diesem Lager zugerechnet werden konnten, haben spektakuläre Wendungen vollzogen. Prominent ist Martin HP Seligman (1995) geworden, der die entsprechenden Folgen im Zusammenhang der consumer reports-Studie zog und die bisherigen quasi-experimentellen Designs nicht mehr als den Gold-Standard der Forschung in unserem Feld ansehen möchte. Ich möchte einige weitere dieser Stimmen zu Wort kommen lassen.

Eine weitere Stimme stammt von Hans Strupp (1996). Dieser grand old man der Psychotherapieforschung bezweifelt den Wert von gruppenstatistischen Designs, weil sie die "Einzigartigkeit" jeder Therapeut-Patient-Dyade zum Verschwinden bringen und meint, das, was in der Psychotherapie geschehe, könne so nicht begriffen werden. William P. Henry (1998), Co-Autor einer der großen amerikanischen Studien, der sog. Vanderbilt-Studie (Henry et al. 1991) äußert sich in seinem jüngsten Beitrag erkennbar betroffen: "If I had given this talk several years ago, I might have said that my greatest fear was that psychotherapy research would have *no* effect on clinical training. Today, my greatest fear is that it *will* – that psychotherapy research might actually have a profoundly *negative* effect on future training." (126, Kursivierungen i.O.). Hier wird nicht nur der Wert der empirischen Forschung für die Profession bezweifelt, sondern mehr noch: Diese Art von Verwissenschaftlichung könnte der Psychotherapie das Herz brechen.

Warum das so ist, will ich noch etwas systematisieren. Beobachtungen in den empirischen Wissenschaften sollen methodisch gesichert sein. Wer hier beobachtet, muss sein Beobachtungsinstrument beschreiben und hat dann sofort das Problem: mit welchen Mitteln soll es beschrieben werden? Und mit welchen Mitteln wiederum beschreibt er diese Mittel? An irgendeiner Stelle, meist schon sehr früh, wird dieser Regress abgebrochen, damit die Beobachtung selbst fortgesetzt und das wissenschaftliche Procedere einsetzen kann. Die Notwendigkeit des Abbruchs verdeckt die Einsicht, dass man mit einem systematischen blinden Fleck beobachtet. Auf genau dieses Problem laufen alle Verfahren der Psychotherapieforschung auf, die mit vorgefertigten Kategorisierungen Interaktionen durch rater beobachten lassen. Zunächst beobachtet man "Dominanz" und merkt, dass man "Submission" nicht beobachtet hat – und fasst beides dann als Pole einer Achse auf. Wenn man nun mit diesem Instrument beobachtet, beobachtet man *nicht*: Zuneigung und Abneigung. Das Instrument kann das nicht beobachten, wohl aber der Wissenschaftler, der zu diesem Zweck auf ein anderes Instrument zurückgreift: seine natürliche Kompetenz als Interaktionsteilnehmer. Weil er eine Differenz beobachtet zwischen dem, was sein Instrument beobachtet und dem, was er in alltäglicher Einstellung beobachten kann, erweitert er sein Instrument nun um eine neue Achse und stellt dann fest, dass er nun mehr beobachten kann – und zugleich, dass er mehr *nicht* beo-

bachtet. Denn er sieht ja immer in alltäglicher Einstellung – die ihm ja als Eichmaßstab des Instruments dient – dass jemand auch aufmerksam oder unaufmerksam ist, weder zu- noch abgewandt, sondern ironisch die Augenbraue hebt, bestimmte Worte verwendet oder nicht, Themen wechselt oder affektiv resonant reagiert – oder nicht. Dies alles kann er in sein Instrument “einbauen“ und sieht dann, dass es am Ende so komplex wird – wie seine natürliche Einstellung: er sieht, dass er sieht, was er sieht. Und die resignierte Einstellung folgt: dass er nicht sieht, was er nicht sieht. Kategoriale Beobachtungsinstrumente sind systematisch unterkomplexer als die natürlichen Kompetenzen ihrer Konstrukteure.

IV.

Man könnte dies für solche Verfahren wie das SASB oder das ZBKT belegen und ich habe die entsprechende Literatur in meinem Buch “Psychotherapie als Profession“ (Buchholz 1999) zusammengetragen. Forschung in der Psychotherapie muss natürlich das Ziel haben, auch ein qualitatives “Mehr“ zu beobachten, also “Mehr“ als aus der natürlichen Einstellung resultiert, aber offensichtlich ist es so, dass die empirische Forschung hier eher ein “Weniger“ zustande bringt. Will man die These begründen, dass Professionen hier “Mehr“ zu sehen gestatten als in der empirischen Forschung verwendete Beobachtungsinstrumente, dann könnte man einerseits historisch argumentieren, andererseits systematisch. Zunächst das historische Argument.

Im historischen Übergang von stratifizierten zu funktional differenzierten Gesellschaften bilden sich Berufe, die – entscheidend – *gewählt* werden können, also nicht als sozialer Status durch Geburt oder Herkunft zugeschrieben werden. Wer die persönliche Begabung hatte, konnte sich grundsätzlich für den Beruf qualifizieren. Stand und Eigentum als Kategorien des sozialen Status werden gewissermaßen überspielt; man kann etwas werden bei zureichender Begabung, auch wenn man nichts hat oder nichts ist. Einerseits wird die ständische Klassifikation damit “enthierarchisiert“ (Stichweh 1996, 52), andererseits aber konnten “akademische Grade in vielen Fällen einen Adelstitel vertreten“ (Stichweh ebd.). Wird, so Stichweh weiter, die Berufsidee reflexiv gehandhabt, wird das berufliche Wissen und Ethos kultiviert und niedergeschrieben, dann kann es auch irgendwann lehrbar gemacht werden und löst damit im gewissen Umfang die Idee der Begabung auf. Mit dieser reflexiven Wendung werden aus Berufen Professionen; “*Professionen* sind dann Berufe eines besonderen Typs“ (Stichweh 1996, 51). Sie bilden und bewahren Wissen, das bestimmte Aspekte des gesellschaftlichen Lebens differenziert. Stichweh nennt die Beziehungen des Menschen zu Gott, zum eigenen Körper und zu anderen Menschen. Für diese Beziehung wird der Pastor, der Arzt und der Jurist zuständig, und man könnte anfügen, dass für die Beziehung der Menschen zu ihrem Wissen Lehrer und mit ihnen die Pädagogik sich professionalisieren. Sachgesichtspunkte verbinden sich mit einer neu entstehenden Ordnung des Wissens, die zugleich stets dem Kollektiv verpflichtet bleibt. *Professionelles Können ist wissenschaftlich basiert, aber nicht mit Wissenschaft identisch*. Das hat Folgen nicht nur für die Soziologie der Professionen. Ihr hat man Aufmerksamkeit gezollt und etwa die Formen der Institutionalisierung und Codifizierung von Professionen untersucht. Die jüngere Aufmerksamkeit richtet sich auch auf das interne Tun des Professionellen und hierzu bemerkt Stichweh (1996) richtig:

“Die bei einem Klienten angewandte medizinische Therapie ist in der Regel nicht gleichzeitig ein wissenschaftliches Experiment, und wenn sie es im Einzelfall doch ist, bedarf es besonderer ethischer Vorkehrungen, die die Interessen und das investierte Vertrauen des Klienten schützen.“

Ich verallgemeinere diese Beobachtung und folgere daraus, dass auch intern, also in der alltäglichen professionellen Interaktion mit einem Klienten – sei es bei einem Arzt, einem Anwalt, in der Schule oder in der Psychotherapie – eine Differenz zur Wissenschaft entsteht und systematisch genutzt werden muss, will die Profession überhaupt operieren können.

Professionalisierung meint ein bestimmtes System-Umwelt-Verhältnis und zugleich die “Institutionalisierung von Beruflichkeit in diesem System“ (S. 58). Intern wird dabei weiter differenziert: Die Träger von Leistungsrollen vollziehen die Autopoiesis des Systems, die Träger von Komplementärrollen hingegen halten die Verbindung zum Publikum.¹

Aber was ist nun die spezielle professionelle Leistung und wie wird sie erbracht? Dazu weist Stichweh interessanterweise darauf hin, “dass Personen (und Organisationen) in ihrem Kontakt zu den Leistungsrollen individualisiert werden. Es geht offensichtlich immer um Probleme, die eine individuelle Person (oder: Organisation) betreffen, und zugleich ist dieser individualisierte Klient in Hinsichten betroffen und auf die Unterstützung durch Leistungsrollenträger angewiesen, die für seine Existenz oder für seinen Bestand relevant sein können, also nicht etwa alltägliche Probleme sind. Damit geht eine gewisse interaktive Dichte und Intimität des Kontakts einher, was in den betreffenden Funktionssystemen zur Folge hat, dass die *Interaktionsebene* (als Prominenz von Professionellen/Klienten-Interaktionen) eine besondere Ausprägung erfährt.“ (Stichweh S. 62, seine Hervorhebung)

Individualisierte Leistungserbringung, wissensbasierte Bearbeitung bestandswichtiger Probleme und eine besondere, nämlich intimisierte interaktive Ausprägung – damit beschreibt Stichweh die besonderen Modi der professionellen Leistungserbringung ganz unabhängig von der Psychotherapie, aber doch charakteristisch auch für diese. Und er hebt als Folge der Bindung der professionellen Leistung an die “individualisierte Person“ und an intimisierte Interaktion hervor, dass professionelles Wissen, auch wenn es wie in der theologischen oder juristischen Hermeneutik stark textlich gebunden ist, dennoch immer einer mündlich übermittelten Tradierung und Kultivierung verhaftet bleibt und diese Sphäre nicht verlassen kann. Das scheint mir jener Aspekt zu sein, worin Stichwehs Ansatz und der von Oevermann (1996) zusammengeführt werden können: Intimisierung und Individualisierung der professionellen Leistung erzwingen nämlich einen diffusen und zugleich spezifischen Stil in der Interaktion. In familiären Zusammenhängen kann “diffus“ interagiert werden, also nicht allein auf die spezifischen Rollenmerkmale zugeschnitten. D.h. es kann ohne Begründung grundsätzlich alles thematisiert werden, die Nicht-Thematisierung ist im Prinzip begründungspflichtig, ja wird als Verschweigen aufgefasst. In spezifischen, rollenförmigen Sozialbeziehungen hingegen kann keineswegs alles zum Thema gemacht werden, hier bedürfen Themen, die “aus der Rolle fallen“ gesonderter Rechtfertigungen. Die Balance zwischen der spezifischen, rollengebundenen professionellen Interaktion und der Notwendigkeit zu diffuser Intimisierung und Individualisierung kann als ein zentrales Moment professionellen Könnens angesehen werden, das sich zugleich nicht in Variablen auflösen lässt. Man kann, wie

¹ Diese Unterscheidung der beiden Rollentypen ist für Funktionssysteme generell charakteristisch; Politiker machen die Politik und ihre Generalsekretäre verkaufen sie. Aber man könnte durchaus auch das Beispiel der professionellen Psychotherapie nennen. Die Träger von Leistungsrollen erbringen die psychotherapeutische Leistung und kommunizieren darüber intern. Zugleich haben sich im Feld der Psychotherapie mehrere Komplementärrollen ausgebildet. Zu nennen sind die Vertreter der Berufspolitik und neuerdings diejenigen, die sich mit Qualitätssicherung befassen, um die Öffentlichkeit von der Wirksamkeit der Psychotherapie zu überzeugen.

Tom Pollak (1999) dies tut, die gesamte psychoanalytische Theorie als notwendiges Mittel lesen, diese Balancierung zu erbringen.

Das historische Argument würde weiter darauf abheben, dass die gesamte Psychotherapie sich außerhalb der akademischen Kontexte entwickelt hat. Psychotherapie begann als eine Sache der theologischen Seelsorge und durchaus auch des Schamanismus – wie der Klassiker auf diesem Gebiet, Jerome Frank (1961) in aller Ernüchterung zeigt –, dann der mesmeristischen Esoteriker und wurde in eine uns als angemessen erscheinende Form zu Anfang dieses Jahrhunderts gebracht durch eine Vielzahl von Leuten, die sich als hausärztliche und internistische Praktiker, gar nicht so sehr als Nervenärzte begriffen. Psychotherapie war eine Sache, derer sich die allgemeine Ärzteschaft annahm und sehr ambivalent darauf reagierte: Einerseits wurde sie immer als unwissenschaftlich diffamiert, andererseits vertrat man selbstbewusst gegenüber den Neuerern, dass man das auch immer schon gemacht habe. Diese Ambivalenz ist Ausdruck der intimisierten Interaktion, die zur Bearbeitung existentieller Themen einzigartiger Individuen erforderlich ist und die man vor Freud nicht bewältigen konnte. Michael Schröter macht (1996) auf eine andere Janusgesichtigkeit dieser Entwicklung aufmerksam: Die Abkoppelung von der Wissenschaft bewahrte einerseits gewisse Freiheiten von akademischen Routinen und Ritualen, andererseits aber waren Praktiker durch nichts mehr gezwungen, sich an prozedurale Errungenschaften rationalen Argumentierens zu halten.

Tatsächlich haben wir da bis heute erheblichen Innovationsbedarf. Innerhalb der Profession fehlen uns sichere Gepflogenheiten. Wir zitieren selten die Ansichten anderer Kollegen und wenn doch, dann eher nach Loyalitätsgesichtspunkten und schulischen Zugehörigkeiten; wir setzen uns eher mit Personen als mit deren Argumenten auseinander, was gelegentlich den Eindruck einer kollektiven Vorurteilsbildung nicht ganz vermeidet; die ungeweinte theoretische Vielfalt auf dem publizistischen Markt ist auch Resultat dessen, dass wir die Systematik des Theorienvergleichs nicht besonders entwickelt haben mit der Folge, dass wir Ausbildungsteilnehmern anscheinend neue Begriffe beibringen und wenn sie uns fragen, worin der Unterschied zu älteren Konzepten besteht, bringt uns das nicht selten in Verlegenheit. Worin besteht der Unterschied, sagen wir, zwischen “retreat“ (John Steiner) und “narzisstischem Rückzug“ (Kohut), welche Schwierigkeiten haben wir – *genau* betrachtet – damit, jenseits aller Skandalisierungen zu sagen, was eigentlich ein “Trauma“ ist?

Kurz, ein Kardinalproblem in unserer Profession ist das Fehlen eines Programms zur Innovation.

Das aber heißt nicht, dass die Lösung hier in einem Mehr an Verwissenschaftlichung zu suchen sei, wie uns derzeit massiv unterm Kostendruck suggeriert wird. Denn nur so, weitgehend außerhalb der empirischen Forschungszugänge sind überhaupt bestimmte Themen zu bearbeiten, die als lebenspraktische oder sogar existentielle Themen uns doch zentral beschäftigen. Ich denke an Fragen wie die Weitergabe zwischen den Generationen, die Auswirkungen des Zeitgeistes, Geschlechterverhältnisse, aber auch an so kleinformatige Dinge der therapeutischen Praxis wie z.B., ob und wie jemand einem weinenden Patienten ein Taschentuch reicht. Wie das mit empirisch-statistischen Mitteln untersucht werden könnte, ist unklar und es gibt auch keine Erkenntnisse dazu. V.a. aber ist Verwissenschaftlichung nicht das probate Mittel zur Behebung professioneller Defizite, weil Theorie in unserem Feld nie mehr ist als eine Intuition, die sozusagen die Geduld verloren hat (George Steiner 1998). Deshalb kann Theorie nicht *angewendet* werden; sie kann immer nur personale Sensibilisierungen ausbauen und verfeinern.

Wenn ich mich nun weiter dem systematischen Argument zuwende, um die These zu begründen, dass Professionen “Mehr“ sehen als empirische Forschung, dann muss man

darauf verweisen, dass empirische Forschung in aller Regel mit einer zeitlichen Verzögerung von etwa 20 Jahren sich der Themen annimmt, die aus der professionellen Praxis formuliert wurden. Wenn Freud die Übertragung zu Anfang dieses Jahrhunderts konzeptualisierte, dann haben erst die Forschungen von Luborsky ein Instrument zu dessen empirischer Untersuchung entwickelt und manche bezweifeln, ob damit die Fülle der klinisch-professionellen Bedeutung dieses Konzepts tatsächlich ausgeschöpft wurde. Für die Untersuchung von Abwehrprozessen sind erst vor wenigen Jahren Fragebögen entwickelt worden und auch hier drängt sich der Eindruck nachhaltig auf, dass sie das klinische Phänomen nicht greifen. Aber dennoch sind dies Beispiele dafür, wie sehr die Forschung hinter den professionellen Erfordernissen zeitlich hinterherhinkt. Nahezu alles in der Psychotherapie und nicht nur in der Psychoanalyse ist zunächst von begnadeten Klinikern außerhalb von empirischen Forschungsdiskursen entdeckt und beschrieben worden. Es gibt Forscher wie Leonard Horwitz (1999), die das vorbehaltlos anerkennen können. Sie sprechen der psychoanalytischen Profession das Prädikat "noble" zu und weisen darauf hin, dass die wesentlichen Innovationen von Praktikern kamen, nicht aus der Wissenschaft. "The fact is that most psychotherapy research is far too global for clinicians to be able to apply to their own cases, particularly when the research involves large-group comparisons or correlational approaches." Und weiter: "No formal research study in the psychotherapy field has been able to provide us with insights into the human condition and the deepest struggles of men and women to what gifted clinicians have contributed." (S. 11 f.)

V.

Nun könnte das alles zu einem gelassenen Selbstbewusstsein der professionellen Kliniker beitragen. Für die These, dass professionelle Kliniker in einem qualitativen Sinne "mehr" sehen als empirische Forschungen spricht ja schon, dass offenbar Wissenschaft mit großer zeitlicher Verzögerung arbeitet; sie kann es sich leisten, auf aktuelle Probleme mit der Recherche von Literatur, dem Feststellen einer Forschungslücke, dem Entwurf eines Forschungsdesigns und dem Schreiben eines Projektantrages zu reagieren und bestätigt sich so, dass ihre Welt projektförmig organisiert ist (Stephan Wolff) – während dem professionellen Kliniker bei einer solchen Problemlösungsstrategie rasch der Problembesitzer abhanden käme. Daraus dem Professionellen den Vorwurf zu machen, er arbeite unwissenschaftlich, zeugt von wenig Kenntnis. Ein Zweig der Professionsforschung hat sich vielmehr der einleuchtenden Strategie zugewandt, einmal herauszufinden, was Professionelle eigentlich tun. Die Arbeiten von Donald Schön (1983, 1991; Schön und Rein 1994) haben in aller Klarheit gezeigt, dass Professionelle – darunter sind Manager, Lehrer, Ärzte, Ingenieure, aber auch psychotherapeutische Supervisoren zu verstehen – offenbar völlig andere kognitive Ressourcen nutzen als Wissenschaftler. V.a. ist gar nicht klar, ob man ihre Tätigkeit als "Problemlösen" beschreiben könnte (vgl. Buchholz 1997). Ein wesentlicher Teil professioneller Arbeit besteht erkennbar darin, höchst unklare und undefinierte Lagen, an denen der Professionelle selbst teilnimmt, überhaupt erst einmal in lösbare Probleme zu *verwandeln*. Professionelle machen dabei vom Denken nicht nur als "Probehandeln" (Freud) Gebrauch; elementarer scheint eine kreative Fähigkeit zur Umwandlung zu sein. Oft werden erst durch die Lösung die Probleme sichtbar. Lassen Sie mich ein Beispiel nennen.

Ein von mir vor längerer Zeit supervidiertes Therapeut hatte einen Mann im Erstgespräch vor sich sitzen, ein höherer und beleibter Jurist, der zu allem, was sein Therapeut ihm sagte, wortreich zu antworten wusste, dass er aber auf einem ganz anderen Standpunkt stehe. Immer wenn er mit dem Satz: "Da stehe ich aber auf einem ganz anderen

Standpunkt ...“ seine Rede begann, schob er sich ein klein wenig auf dem Sessel nach vorne, so sehr, dass er bald gemütlich mit den Armen über der Stuhllehne baumelnd eher lag als saß. Sein Therapeut war nun in Sachen Metaphern ein wenig gewitzt, er registrierte seine Genervtheit als Teil der hintergründigen Metaphorik, wonach die Interaktion mit seinem Patienten eine Art Überzeugungskampf sei mit der Folge, dass er ihn gewinnen müsse, konnte sich von der impliziten Alternative “Sieg oder Niederlage“ lösen und begann dann seine nächste Äußerung mit den Worten einzuleiten: “Also, Sie liegen auf dem Standpunkt ...“ Es ist wundervoll auf dem Video zu sehen, wie der Patient sich schmunzelnd nach vorne beugt, den Therapeuten geradezu anstrahlt und feststellt, mit ihm könne er reden.

Hier ist also nicht eine schlafende Metapher geweckt, sondern einer inszenierten Metapher wirkungsvoll ein kleiner, anderer Dreh gegeben worden und das hätte keine Theorie, keine Theorie der Technik, keine Anleitung zur richtigen Gesprächsführung vermocht. Solche Erfahrungen tragen zu meiner Überzeugung bei, dass wir in der Profession eine Theorie brauchen, die nicht schon alles zu wissen beansprucht, die sich vielmehr überraschen lassen kann. Sogar von uns. Eine Theorie, die schon gut bestätigt wäre, könnte sich nicht mehr überraschen lassen und würde damit jenes kreative Moment, welches vom Professionellen zur Umwandlung benötigt wird, geradezu eliminieren.

Lassen Sie mich das noch an weiteren Beispielen illustrieren. Eine Analysepatientin kommt regelmäßig mit einem leichten, aber deutlichen Lächeln in die Stunde, bevor sie sich auf die Couch legt. Mich irritiert dieses Lächeln, weil es wenig zu der sonst recht schweigsamen und klagsamen Stimmung, den diese Patientin erzeugt, passt. Sie nimmt auf eine Weise Kontakt mit mir auf, die in der nächsten Sekunde wieder verschwindet und dem gewohnten mürrischen Gesichtsausdruck Platz gibt. Zu Beginn einer Stunde habe ich ein richtiges flash-Erlebnis. Ich “sehe“ – wenn ich dieses Wort vom sehen hier einmal metaphorisch gebrauchen darf – förmlich einen Säugling vor mir, der kurz lächelt und dann wieder in Apathie versinkt. Als die Patientin die Stunde dann mit den Worten beginnt: “ich bin heute wieder so müde“, antworte ich mit den Worten: “Ich wache“. Erstmalig lacht sie richtig, kann mit ihrem eigenen Lachen nichts anfangen, fragt mich, was ich gemeint habe? Ich bin da technisch ganz orthodox und fordere sie auf, ihrem eigenen Gedankenstrom zu folgen und siehe da, sie sagt, dass ihre Gedanken sofort zu jener Zeit auf einer Wachstation für Kinder zurückgingen, wo sie als Studentin geldverdienend die Nächte verbrachte und wo sie das Schreien der Kinder schmerzte, während sie so müde war. Zum Schreien sei ihr eigentlich auch zumute, weil sie in einer sehr unglücklichen Ehe lebt.

Ich glaube, man kann an diesen Beispielen sehen, dass das Wort “Lösung“ hier eher im Sinne einer Spannungslösung, weniger einer Problemlösung verwendet werden könnte und diese Spannung ist durchaus körperlich präsent.

Dieses “Mehr“ sehen zu lernen, sollte eine wichtige Aufgabe in der Ausbildung von Therapeuten sein, wenn sie zuvor eine wissenschaftlich-akademische Ausbildung erhalten haben. Wie das geschehen kann, will ich mit einem weiteren Beispiel zeigen.

In einer ersten familientherapeutischen Sitzung legt ein Vater seiner anorektischen Tochter, die einen Mini-Rock trägt, die Hand auf den Oberschenkel und sagt: “Du wirst es schon schaffen!“ Der Therapeut bringt diesen Ausschnitt mit dem Video in die Supervisionssitzung ein; er habe nicht gewusst, wie reagieren. Das ganze sei doch “peinlich“. Ein Teil der Gruppenmitglieder sieht diese Peinlichkeit nicht, sondern ist empört – weil es der mageren Tochter doch weh getan haben müsse, wenn der Vater ihr so heftig die Hand aufs Bein schlage. Daran wird zunächst deutlich: Die Szene wird als Tat

eines "Täters", also im Licht einer Metapher, gesehen und dann entsteht der Affekt der Empörung. Aus dieser Erfahrung heraus kann nun umgekehrt gefragt werden, durch welche Metaphern der Therapeut die Szene gesehen haben mag, wenn sein Affekt "Peinlichkeit" war? Er "sah" die Metapher einer erotischen Verführung, als habe der Vater der Tochter gewissermaßen "anmachend" auf den Po geschlagen. Ein weiteres Gruppenmitglied sieht noch etwas ganz anderes: überschießende Unbeholfenheit des Vaters, der seiner Tochter Mut zuzusprechen versucht und dann, als die Gruppe diese Sicht passagèr übernimmt, entsteht ein ganz anderer Affekt: Gerührtheit.

Man sieht, wie hier mehrere Perspektiven zugleich im Spiel sind, wie keine als die definitiv richtige sich durchsetzt. Die Täter-Opfer-Metaphorik ebenso wie die von "Anmache" oder "Unbeholfenheit" sind Sinngebungen für ein beschreibbares und als solches vorhandenes Ereignis. Die Metaphorik gibt die Bedeutung aus dem Hintergrund, dessen Wirkmächtigkeit freilich nur sichtbar wird, wenn man eine alternative Bildgebung zur Verfügung hat. Nur unter Einbeziehung des Therapeuten und der von ihm "gewählten" (d.h. unbewusst motivierten und von der Metaphorik formatierten) Sicht ist ein Sinn für die von Strupp (1996) geforderte "Einmaligkeit" jeder therapeutischen Dyade zu gewinnen.

Etwas weiteres finde ich an dieser Sicht der Dinge interessant. Ich hoffe plausibel gemacht zu haben, wie das metaphorische Format die "Objekte" verändert – der Vater erscheint mal als "Täter", mal als Verführer, mal als unbeholfen Tröstender. Die Tochter erscheint mal als Opfer, als Verführte und mal als Getröstete. Und so verändern sich auch Gefühle und Stellung des Therapeuten im interaktiven Spiel: mal ist er Zeuge einer unmoralischen Anmache, dann sieht er sich zur Verhinderung eines aggressiven Aktes aufgerufen und schließlich, mit der dritten Variante, kann er auch Schwierigkeiten des Vaters wahrnehmen. Diese Formatierung sehen zu lernen, ist praktische und höchst nützliche Folge der Analyse der Metapher.

Eine Entscheidung zu treffen, was hier definitiv "die" unbewusste Bedeutung ist, würde gerade die professionelle Notwendigkeit der Reflexion der Metapher eliminieren. Der Professionelle entscheidet nicht, was "richtig" oder "falsch" ist, sondern danach, was ihn selbst wieder in einen handlungsfähigen Stand setzt, ihm nämlich Handlungs- und Verstehensmöglichkeiten öffnet. Man stelle sich einmal vor, welche theoretischen Varianten aus einem solchen Beispiel entwickelt werden könnten, wenn man daraus eine Theorie der Anorexie basteln wollte ...

Ich halte es hier mit Camus, der einmal bemerkte, in einer guten Tragödie hätten alle Personen Recht – und das kann man gewiss auch von den familiären Dramen der Magersucht sagen.

Der Witz professioneller Multiperspektivität besteht ja gerade darin, all diese verschiedenen Perspektiven zugleich im Auge zu haben, um flexibel je nach situativen Erfordernissen reagieren zu können. Einen Aspekt professionellen Könnens kann man dann als zweistufig beschreiben: er besteht, wie schon das Beispiel vom liegenden Juristen zeigen sollte, in der *Produktion* einer Metapher und dann in deren Analyse, was im Kern eine hermeneutische Operation ist. Von einer akademischen Lehrerin wie Frau Jaeggi, in deren Biographie sich schulische Multiperspektivität sozusagen eingetragen hat, dürften Studentinnen und Studenten eben diese Vielfalt der Zugänge glaubwürdig verkörpert finden. Denn nur so lassen sich Erkenntnisse finden, die ihre Wahrheit darin haben, dass sie uns verbrauchen.

VI.

Mir scheint nun wichtig, dass wir hier sehen können, dass professionelles Wissen nicht einfach andere Inhalte hat oder größere Unsicherheiten; es ist vielmehr eine andere Art zu wissen, die vielleicht mehr Bezüge zur Poesie als zur empirischen Forschung hat und empfindlich an situative Gegebenheiten gebunden ist, die sich nicht immer einstellen wollen. Anzuerkennen, dass es verschiedene Arten zu wissen gibt, ist womöglich die derzeit wichtigste Forderung im berufspolitischen Feld, wo unter dem Titel der Qualitätssicherung eine szientistische Verkürzung oder sogar Strangulierung professionellen Könnens sich durchzusetzen droht, die, falls erfolgreich, unser Feld massiv verändern wird. Es scheint aber doch möglich, von den Erfahrungen in anderen Bereichen zu lernen. Die Diskussion um die empirische Erforschung der Psychotherapie befindet sich derzeit in einer ähnlichen Lage, wie vor etwa 20 Jahren die sozialwissenschaftliche Anwendungsforschung. Man suchte nach der "Praxisrelevanz" sozialwissenschaftlicher Befunde und konstatierte dann Reibungsverluste bei der Umsetzung. Praxis wird dabei vorrangig aus der Perspektive der Wissenschaftler wahrgenommen mit der Folge, dass man dort genauso verfuhr wie derzeit im Feld der Psychotherapie: man versuchte, Praxis durch Verwissenschaftlichung zu optimieren (vgl. Wolff 1994). Die entsprechenden Buchtitel hallen wie ein Abgesang auf dieses Programm nach: Bernhard Badura titelte 1976 noch "Angewandte Sozialforschung", Ulrich Beck stellte 1982 "Soziologie und Praxis" schon nebeneinander und bei Bonß und Hartmann hieß es dann, mit dem Auslaufen des DFG-Schwerpunktprogramms, nüchtern: "Entzauberte Wissenschaft". Und Wingers (1997) kommt zu dem Schluss, dass das, was soziologisches Wissen sei, von den Anwendern konstruiert werde, nicht also von der Wissenschaft determiniert werden könne. *Wissenschaft produziert demnach nicht besseres, sondern anderes Wissen als andere Funktionssysteme.*

Nur solange man in einem Modell denkt, welches Profession und Wissenschaft hierarchisch zueinander positionierte (vgl. Reiter und Steiner 1996), konnte es auch ausgehende Diskussionen über den wissenschaftlichen Status der Psychotherapie, insbesondere der Psychoanalyse geben, die regelmäßig den Beweis zu erbringen suchten, dass Psychotherapie eine eigene und besondere Form der Wissenschaft sei und für diese Spezialisierung einer psychotherapeutischen Wissenschaft Anerkennung fordern² – aber in welcher Hinsicht wäre ein solcher Beweis zu erbringen gewesen? Der Vergleich mit den Standards anderer Wissenschaften wäre ja immer schon vorausgesetzt. Vergleich – das heißt: *innerhalb* eines als Wissenschaft bezeichneten Terrains hätte man einen Bereich ausweisen müssen, der Nicht-Wissenschaft sei (also "nicht" wie alle anderen) und deshalb gerade Wissenschaft. Dies Vorhaben musste an seinen eigenen Paradoxien scheitern.

Ich schlage demgegenüber vor, Professionen als wissenschaftsbasiert anzusehen. Psychotherapie ist ein soziales Ereignis, sie ist nicht *Anwendung* von wissenschaftlichem Wissen; sie ist eine in jedem Fall einzigartige Veranstaltung, die nicht auf (Behandlungs-)Technik reduziert werden kann und diese Einzigartigkeit beschreibt man am besten als Interaktion, die eine Interaktion der Bilder einschließt. Ich gewinne damit die folgenden Komponenten der Professionsbestimmung: Sie ist wissenschaftsbasiert, aber nicht wissenschaftsdeterminiert; sie ist immer individuell realisierbar, aber nicht allge-

² Einen sehr erhellenden, weil ernüchternden Überblick über diese Diskussionen aus Anlass der Herausforderungen durch Grünbaum liefert Perner (1997, S. 235): "Mit [psycho-]analytischen Mitteln allein ist diese Frage also nicht zu entscheiden ..."

mein definierbar; sie beschäftigt sich mit existenziellen Problem in einer intimisierten Interaktion. Sie braucht die Person.

VII.

Was trägt dies alles nun zu meiner im Titel gestellten Frage bei? Mir scheint es wichtig, einige Schlussfolgerungen zu ziehen.

1. Wo die Wissenschaft darauf bestehen muss, das Spiel offener Bedeutungen irgendwann zu beenden und sich festzulegen, muss die Profession gerade die Vielfalt ihrer Zugänge, ihre Multiperspektivität erhalten. Dies Schweben der Aufmerksamkeit ist sozusagen professionelle Operationsbedingung. Die eingangs angesprochene Differenz zwischen verschiedenen Perspektiven entscheidbar zu machen, muss Ziel einer Wissenschaft sein, die sich – was auch immer sie dafür halten mag – an den Tatsachen orientieren will; diese Differenz fruchtbar zu machen und sie offen zu halten, bleibt Ziel jeder professionellen, individualisierten Interaktion.
2. Damit ist jedoch nicht Beliebigkeit programmatisch formuliert, sondern die Ausbildung von Urteilskraft, wie wir das seit Kant nennen. Für die Anwendung einer Regel kann es keine Regeln geben. Die Ausbildung von Urteilskraft wäre dann etwas anderes als der Erwerb wissenschaftlichen Wissens; aber dieses ist Voraussetzung des anderen. Vielleicht könnten diese bildungsbürgerlichen Bestände in einem gegenwärtig vom Szientismus dominierten Diskursuniversum so weiterentwickelt werden, dass der sinnliche Sinn für das Passen einer guten Metapher zu einer Situation gefördert werden könnte. Dazu liegen schon Arbeiten und wertvolle Anregungen vor, v.a. die des britischen Psychotherapeuten Murray Cox (Cox und Theilgaard 1987).
3. Kreativität oder die “Regeln der Regellosigkeit“, wie Herbert Stein (1986) einmal für die Psychoanalyse formulierte, rückt damit ins Zentrum des professionellen Könnens. Diesem Aspekt in der Selbsterfahrung³ verstärkt Aufmerksamkeit zuzuwenden, könnte ein Beitrag zur Gestaltung der Zukunft insbesondere der Psychoanalyse werden.⁴ Zwar spricht man konventionellerweise von Selbsterfahrung so, als wäre es immer nur *ein* Selbst – das des Analysanden –, was sich da erfährt. Tatsächlich jedoch hätte Aufmerksamkeit für die Gestaltung einer Interaktion, in der die Kreativität des Selbst entsteht, größte Bedeutung für die psychoanalytischen Kernprobleme. Dazu gehört nach meinem Urteil, dass in der psychotherapeutischen community insgesamt keine kohärente Diskussion um die Frage, was eigentlich ein “gutes Leben“ sei, geführt wird – obwohl die Urteilsbildung darüber sich bei jedem Kliniker mehr oder weniger bewusst oder unbewusst, mehr oder weniger an die lehranalytischen Vorbilder angelehnt, vollzieht.

Schließlich aber erscheint mir noch ein anderer Aspekt wichtig. Wenn ich bislang die Differenz zwischen Wissenschaft und Profession betont habe, dann verfolge ich damit auch gewisse theorie-politische Absichten. Mir erscheint es als notwendig, der Psychoanalyse, die ja seit einigen Jahren massiv aus den Universitäten verdrängt wird, Aufgangstellungen vorzubereiten. Dazu gehört die These, dass im Feld der Psychotherapie die Wissenschaft kein überlegenes Wissen beanspruchen kann; es reicht anzuerkennen,

³ Ich verdanke der Korrespondenz mit Eckart Daser aus Konstanz, insbesondere seinem Brief vom 24.12.99 vielfältige Hinweise auf diese Thematik.

⁴ Neuerdings hat Levold (1999) der Selbsterfahrung auch in der Ausbildung systemischer Therapeuten einen klugen Aufsatz gewidmet.

dass es verschiedene Wissenstypen gibt und solche Anerkennung umgekehrt zu fordern. Wo die Wissenschaft das höherwertige Wissen beansprucht, entsteht derzeit eine fatale Situation, wenn Universitätsinstitute klinische Ausbildungen anbieten, diese im Vergleich mit anderen evaluieren werden und man dann nach allen Erfahrungen jetzt schon voraussagen kann, wie die Ergebnisse ausfallen werden. Das ist, als würden auf dem Fußballplatz die Schiedsrichter mitspielen wollen und gleichzeitig darunter leiden, dass Schiedsrichter ja nicht gewinnen können. Was wollte man auch gewinnen? Ich plädiere gegen eine Unterordnung der Profession unter die Wissenschaft und für ein Nebeneinander von beiden; das vermeidet unnötige Konkurrenz, fördert aber Kontroversen und insgesamt die Kommunikation. Eine solche gleichberechtigte Ehe von Profession und Wissenschaft könnte deren zerbrochene Herzen wieder heilen.

Literatur

- Argelander, H. (1966): Der Patient in der psychotherapeutischen Situation mit seinem behandelnden Arzt. *Psyche* 20, 926.
- Bem, D.J. (1967): Self-Perception: An Alternative Interpretation of Cognitive Dissonance Phenomena. *Psychol. Rev.* 74, 183-200.
- Benedetti, G. (1975): *Ausgewählte Aufsätze zur Schizophrenielehre*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Benedetti, G. (1983): *Todeslandschaften der Seele. Psychopathologie, Psychodynamik und Psychotherapie der Schizophrenie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Brandt, L.W. (1971): (VL = Vp) v (VL ≠ Vp). *Z. f. Soz.psychol.* 2, 271-272.
- Buchholz, M.B. (1995): *Psychotherapeutische Interaktion. Qualitative Studien zu Konversation und Metapher, Geste und Plan*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Buchholz, M.B. (1997): Psychoanalytische Professionalität. Andere Anmerkungen zu Grawes Herausforderung. *Forum Psychoanal.* 13, 75-93.
- Buchholz, M.B. (1998): Sprachliche Interaktion und Diagnosen. Überlegungen zu einem System-Umwelt-Verhältnis der Profession anhand einiger empirischer Befunde. *System Familie* 11, 47-59.
- Buchholz, M.B. (1999): *Psychotherapie als Profession*. Gießen: Psychosozial.
- Buchholz, M.B. (2000): Effizienz oder Qualität? Was in Zukunft gesichert werden soll. *Forum der Psychoanalyse* 16, 59-80.
- Buchholz, M.B. & Hartkamp, N. (1997): Epilog. In: M.B. Buchholz & N. Hartkamp (Hg.), *Supervision im Fokus – Polyzentrische Analysen einer Supervision*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Cox, M. & Theilgaard, A. (1987): *Mutative Metaphors in Psychotherapy. The Aeolian Mode*. London/New York: Tavistock Publications.
- Doob, A.N. & Regan, D.T. (1971): *Readings in Experimental Social Psychology*. New York: Appleton-Century-Crofts.
- Eigen, M. (1998): *The psychoanalytic Mystic*. London/New York: Free Association Books.
- Henry, W.P. (1998): Science, Politics and the Politics of Science: The Use and Misuse of Empirically Validated Treatment Research. *Psychotherapy Research* 8, 126-140.
- Henry, W.P. & Strupp, H.H. (1991): Vanderbilt University: The Vanderbilt Center for Psychotherapy Research. In: L.E. Beutler & M. Crago (Hg.), *Psychotherapy Research*. Washington, DC: American Psychological Association.
- Horwitz, L. (1999): Exciting Opportunities Ahead. Intern. *Journal of Group Psychotherapy* 49, 87-90.
- Jaeggi, E. (1994): Die problematische Beziehungen zwischen Psychotherapeuten und Psychotherapieforschung. In: M.B. Buchholz & U. Streeck (Hg.), *Heilen – Forschen – Interaktion. Psychotherapie und qualitative Sozialforschung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Jones, E.E., Kanouse, D.E., Kelley, H., Nisbett, R.E., Valins, S. & Weiner, B. (1972): *Attribution – Perceiving the Causes of Behavior*. Morristown: General Learning Press.
- Klauber, J. (1975): Über einige Schwierigkeiten, Psychoanalytiker zu sein. *Psyche* 29, 835.
- Knorr-Cetina, K. (1984): *Die Fabrikation von Erkenntnis*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Knorr-Cetina, K. (1995): Metaphors in the Scientific Laboratory: Why are they there and what do they do? In: Z. Radman (Hg.), *From a Metaphorical Point of View. A Multidisciplinary Approach to the Cognitive Content of Metaphor*. Berlin: de Gruyter.

- Krause, R. (1992): Die Zweierbeziehung als Grundlage der psychoanalytischen Therapie. *Psyche* 46, 588-612.
- Krause, R. & Merten, J. (1996): Affekte, Beziehungsregulierung, Übertragung und Gegenübertragung. *Ztschr. psychosom. Med.* 42, 261-280.
- Leichsenring, F. (1996): Zur Meta-Analyse von Grawe und Mitarbeitern. Gruppenpsychother. *Gruppensdynamik* 32, 205-234.
- Levold, T. (1999): Systemische Selbsterfahrung. *System Familie* 12, 170-179.
- Luhmann, N. (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, 2 Bde. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Martin, E. (1993): Ei und Sperma – Eine wissenschaftliche Romanze aus dem Stoff, aus dem die Geschlechterstereotypen sind. In: M.B. Buchholz (Hg.), *Metaphernanalyse*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Oevermann, U. (1996): Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In: A. Combe & W. Helsper (Hg.), *Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Perner, A. (1997): Nach 100 Jahren: Ist die Psychoanalyse eine Wissenschaft? In: A. Michels, P. Müller & A. Perner (Hg.), *Psychoanalyse nach 100 Jahren. Zehn Versuche, eine kritische Bilanz zu ziehen*. München: Ernst Reinhardt.
- Pollack, T. (1999): Über die berufliche Identität des Psychoanalytikers. Versuch einer professionstheoretischen Perspektive. *Psyche* 53 (12), 1266-1295.
- Raue, P.J., Putterman, J.T., Goldfried, M.R. & Wolitzky, D.L. (1995): Effect of Rater Orientation on the Evaluation of Therapeutic Alliance. *Psychotherapy Research* 5, 337-342.
- Reiter, L. & Steiner, E. (1996): Psychotherapie und Wissenschaft. In: A. Pritz (Hg.), *Psychotherapie – eine neue Wissenschaft vom Menschen*. Wien/New York: Springer.
- Schröter, M. (1996): Forschen oder Heilen? Über einen Geburtsfehler der Psychoanalyse. *Merkur* 50, (568), 631.
- Schön, D.A. (1983): *The Reflective Practitioner. How Professionals think in Action*. New York: Basic Books.
- Schön, D.A. & Rein, M. (1994): *Frame Reflection. Toward the Resolution of Intractable Policy Controversies*. New York: Basic Books.
- Schön, D.A. (Hg.) (1991): *The Reflective Turn. Case Studies In and On Educational Practice*. New York/London: Teachers College, Columbia University.
- Searles, H.F. (1958): Die Empfänglichkeit des Schizophrenen für unbewußte Prozesse im Psychotherapeuten. *Psyche* 12, 321-343.
- Searles, H.F. (1987): *My Work With Borderline Patients*. London: Jason Aronson.
- Seligman, M.E.P. (1995): The Effectiveness of Psychotherapy. The Consumer Reports Study. *Amer. Psychol.* 50, 965-974.
- Siirala, M. (1961): *Die Schizophrenie des Einzelnen und der Allgemeinheit*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Steimer-Krause, E. (1996): *Übertragung, Affekt und Beziehung*. Bern/Berlin/Frankfurt/New York: Peter Lang.
- Stein, H. (1986): Die Regeln der Psychoanalyse und das regelnde Selbst. *Psyche* 40, 310.
- Steiner, G. (1999): *Errata – Bilanz eines Lebens*. München: Hanser.
- Stichweh, R. (1996): Professionen in einer funktional differenzierten Gesellschaft. In: A. Combe & W. Helsper (Hg.), *Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Stiles, W.B. (1993): Quality Control in Qualitative Research. *Clin. Psychol. Rev.* 13, 593-618.
- Strupp, H.H. (1996): Nachhaltige Lektionen aus der psychotherapeutischen Praxis und Forschung. *Psychotherapeut* 41, 84-87.
- Thomä, H. & Kächele, H. (1988): *Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie*, Bd. 2. Berlin/Heidelberg/New York: Springer.
- Wingens, M. (1997): Krise oder Krisengerede der Soziologie? *Soziologie* 3, 5-19.
- Wolff, S. (1994): Innovative Strategien qualitativer Sozialforschung im Bereich der Psychotherapie. In: M.B. Buchholz & U. Streeck (Hg.), *Forschen – Heilen – Interaktion. Psychotherapie und qualitative Sozialforschung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Leben und Arbeiten mit Eva Jaeggi: Vignette aus der Perspektive einer Promovendin

Brigitte Müller-Bülow

Meine verehrten Damen und Herren, liebe Eva!

Wenn ich heute hier ein paar Worte sage, zu Dir und über Dich, dann kann das nur ein ganz persönliches Statement sein.

Arbeiten und Leben mit Dir, mit Eva Jaeggi, darüber könnte ich aus ganz unterschiedlichen Perspektiven etwas erzählen: als Reisebegleiterin, die mit Dir nach Israel fährt, als Kollegin, die mit Dir zusammen Kurse durchführt oder als Gestalttherapeutin, die mit Dir um therapeutische Ansätze streitet.

Ich will an dieser Stelle aus der Erfahrung und Rolle als Promovendin und Doktorandin sprechen, als die ich Dich etliche Jahre lang beanspruchte. Und das ist noch nicht lange her.

Der Satz eines jüdischen Gelehrten, des Raschi zu Kohelet, passt als Überschrift über mein akademisches Unterfangen bei Eva Jaeggi. „Vieles wird von zweien getan, weil der Einzelne allein es nicht beginnt.“

Ohne Eva hätte ich das, was zu einem Denk- und Schreibabenteuer wurde, nämlich meine Promotion, nicht so spät in meinem Lebenslauf begonnen. Ohne ihr Interesse an meiner eigenen Art, mit Adoleszenten Beraterisch und therapeutisch umzugehen, hätte ich dies nicht zu meinem akademischen Thema gemacht. Ohne sie hätte ich das Promovieren schon gar nicht neben meiner beruflichen Tätigkeit durchgehalten und zu Ende geführt.

Ich gehörte zu Evas sogenanntem „Seniorenprogramm“. In einer regionalen Tageszeitung las ich vor 14 Tagen in der recht süffisant betitelten Serie „Spätlese“ die aktuelle Meldung, dass an nordrhein-westfälischen Hochschulen und Universitäten schon 2% der Studierenden über 55 Jahre alt sind. Und viele von ihnen promovieren. (Das wird in Berlin nicht anders sein.)

Eva ist in dieser Hinsicht schon seit langer Zeit dem Trend voraus gewesen und hat viele – um noch einmal Bezug zur Spätlese zu nehmen – „späterlesene“ Frauen und Männer akzeptiert und unterstützt, die bei ihr promovieren wollten. Sie hat viele, so auch mich, ermutigt, dies zu tun. Woran lag das?

Ich glaube, dass dies mit ihrem großen Interesse an einer innovativen Praxis in pädagogisch-psychologisch-therapeutischen Erfahrungsbereichen und Tätigkeitsfeldern zu tun hat. Und natürlich mit ihrer Neugier für lebendige Prozesse des Alltags. Sie ist davon überzeugt, dass gerade die Reflexion und wissenschaftlich-theoretische Aufarbeitung beruflicher Praxis und von Alltagserfahrungen zu besonders interessanten, aussagekräftigen Ergebnissen führen. Ich persönlich habe dabei (wieder einmal) gelernt und erfahren müssen, dass Theoriebildung und die Suche nach wissenschaftlichen Erkenntnissen im eigenen Berufsfeld ein auch zutiefst subjektiver Vorgang ist. Er hat meine

persönliche Situation und mein berufliches Denken und Handeln während all dieser Jahre des Promovierens stark mitbeeinflusst. Dafür war es wichtig, dass Eva meine Doktormutter war. Dabei lege ich die Betonung und das Augenmerk jetzt nicht etwa auf den "Doktor", sondern zur Abwechslung einmal auf die "Mutter". Die symbolische Ordnung der Mutter, des Mütterlichen, die Eva in die akademische Beziehung einbrachte, zeigte sich in den vielfältigen Facetten einer distanzierfähigen "Bemutterung", wie sie auch für ihre therapeutische Haltung nicht untypisch sein dürfte. Sie zeigte sich beispielsweise in unterstützenden Gesten, wenn es galt, sich im Labyrinth des akademischen Systems zurechtzufinden, in Formen von Ermutigung, wenn meine Ausdauer zu erlahmen schien, in einer kritischen Offenheit, wenn ich mich zu verrennen drohte, in einer beruhigenden Gelassenheit, wenn ich meine Ansprüche zu hoch hängte und nicht selten auch in Begeisterung über bereits Gefundenes und Formuliertes. Nicht zuletzt – und das will ich auf keinen Fall unterschlagen – erfuhr ich diese "Bemutterung" jenseits von Kategorienbildung und qualitativer Forschung, auch in vorzüglich zubereiteten Mahlzeiten.

Mit Ratschlägen, schon gar mit normativen Ratschlägen, war Eva sehr sparsam, um kreative Ideen nicht zu bremsen. Letztlich ging und geht es ihr beim wissenschaftlichen Arbeiten darum, dass sich ihre Promovenden und -innen Strukturen originellen Denkens aneignen und sich trauen diese zu zeigen.

Insofern gab es nur wenige aber grundlegende Anleitungen in der akademischen Betreuung durch sie, was mir eine chassidische Geschichte ins Gedächtnis ruft, die Martin Buber über einen Rabbi Nachum erzählt, der seine Schüler eines Tages beim Damespiel überraschte. Als diese den Zaddik ins Lehrhaus eintreten sahen, wurden sie verwirrt und hielten inne. Er aber nickte ihnen freundlich zu und fragte: "Kennt ihr auch die Gesetze des Damespiels?", und da sie vor Scheu kein Wort über die Lippen brachten, gab er selber die Antwort: "Ich will euch die Gesetze des Damespiels sagen. Das erste ist, man darf nicht zwei Schritte auf einmal gehen. Das zweite, man darf nur vorwärts gehen und sich nicht rückwärts kehren. Und das dritte, wenn man oben ist, darf man ... gehen, wohin man will."

Da bin ich jetzt angelangt. Ich habe die Rolle der Promovendin abgelegt, ich kann gehen, wohin ich will. Der Abschied von dieser Rolle ist ein Abschied von meiner Doktormutter Eva Jaeggi, aber ich bin zutiefst zufrieden, dass es nicht den Abschied von Dir, von der Person Eva Jaeggi, bedeutet.

Auch das ist typisch für Dich, dass Du ein Gefühl für unterschiedliche Rollen hast, diese ausfüllst und sie dennoch transzendierst und auflöst, wenn sie ihre Funktion erfüllt haben. Und so bin ich froh und dankbar, dass uns noch eine Vielzahl an Ideen, Dingen und Projekten bleibt, die wir in Freundschaft gemeinsam bedenken und tun können. Vielen Dank.

Leben und Arbeiten mit Eva Jaeggi: Vignette aus der Perspektive eines Kollegen

Michael Heine

Liebe Eva Jaeggi, sehr geehrter Herr Präsident,
verehrte Gäste, liebe Freunde!

Seit Anfang der 80er Jahre habe ich das Vergnügen, mit Eva Jaeggi zusammenzuarbeiten, nachdem sie – gemeinsam mit Herrn Legewie – das Kooperationsmodell initiiert hatte. In den wenigen Minuten, die hier zur Verfügung stehen, vermag ich jenen Austausch, den wir Kollegen mit Eva Jaeggi gehabt haben, nur mit einigen Schlaglichtern zu beleuchten.

Beispielhaft sind für uns – und wohl auch für viele ihrer Studenten – ihr unerschütterlicher Wille und ihr Mut geworden, Neues kennenzulernen und auch Neues über sich selbst zu erfahren. Während der 80er Jahre offenbarte sich dieser Wille prägnant in ihrer Teilnahme an Weiterbildungsangeboten unterschiedlichster psychotherapeutischer Provenienz. Zwar hatte sich in der Ära der ausgehenden Studentenbewegung in sozialwissenschaftlichen Kreisen eine Art informelle Norm herausgebildet, mehr oder weniger exzessiv Selbsterfahrung zu betreiben, doch hatte Eva Jaeggi mit ihrer Professur damals schon akademische Weihen erlangt, so dass es durchaus nicht mehr den Gepflogenheiten der Subkultur entsprach, wenn sie sich weiterhin bemühte, durch eigene Teilnahme an Workshops oder Intensiv-Trainings einen lebendigen Einblick zu gewinnen in die therapeutische Praxis und die theoretischen Hintergründe verschiedener Therapieschulen. Ich erinnere, wie Eva Jaeggi uns Kollegen im Lehrgebiet jeweils freimütig von ihren Eindrücken z.B. während eines gestalttherapeutischen Traum-Workshops oder mehrerer Psychodrama-Seminare oder während eines Kurses in pädagogischem Rollenspiel berichtete. Beeindruckend war dabei immer, wie sich Eva Jaeggi mit ihrer ganzen Person aussetzte, selbst wenn es sich um einen gestalttherapeutischen Gruppen-Marathon handelte, der Grenzerfahrungen versprach, dabei aber der Gruppenprozess – gewollt oder ungewollt – offenbar derart entgleiste, dass er eher den Charakter eines psychischen Survival-Trainings annahm. Eva Jaeggi schilderte das Erlebte mal enthusiastisch, mal kritisch distanziert, nicht aber gänzlich verwerfend, und forderte so immer wieder aufs Neue uns Kollegen heraus, ihre Eindrücke und daraus resultierende Überlegungen auf dem Hintergrund unserer eigenen psychotherapeutischen Positionen mit ihr zu reflektieren und zu diskutieren. Ihre Offenheit und ihr spürbarer Respekt vor den verschiedenen psychotherapeutischen Ansätzen und den spezifischen Interessen der Kollegen trugen wesentlich bei zu einer Atmosphäre von Toleranz innerhalb unseres Lehrgebiets, die die Voraussetzung bildet für kreatives Zuhören und einen – zumindest tendenziell – herrschaftsfreien Diskurs über die Sache selbst.

Unpräzise und eher beiläufig pflegte sie im Lehrgebiet zu erwähnen, wenn wieder ein Buch von ihr erschien, und versetzte uns dann einmal mehr in Erstaunen darüber,

wie sie neben der Lehre, der Betreuung zahlloser Diplomarbeiten und der Forschung auch noch Zeit gefunden haben könnte, ein neues Buch zu verfassen. Völlig rätselhaft blieb, wann es ihr möglich gewesen sein könnte, auch noch neuere belletristische Literatur zu lesen oder ins Theater zu gehen. Ihre pointierten Kritiken, gewürzt mit Wienerischem Schmäh, lösten jedenfalls immer wieder Heiterkeit oder lebhaften Disput aus.

Die unablässige Suche nach dem, was psychotherapeutisch wirksam ist, und die zunehmende Akzentuierung der Frage, wie sich das dynamisch Unbewusste in der therapeutischen Beziehung manifestiert, führte Eva Jaeggi schließlich noch in die psychoanalytische Ausbildung, und ich, der ich schon seit einiger Zeit in psychoanalytischer Ausbildung stand, darf mir wohl zuschreiben, ein wenig zu diesem für das Leben so bedeutsamen Entschluss beigetragen zu haben. In den folgenden Jahren wurden wir Zeuge, wie Eva Jaeggi sich nicht scheute, erneut und in existentiellerer Weise als je zuvor seit der Adoleszenz sich in die Rolle einer Lernenden zu begeben, indem sie sich das psychoanalytische Denken und Verstehen aneignete und mit Hilfe ihrer Lehr- und Kontrollanalytiker auf sich selbst anwendete. Aus der gewachsenen Überzeugung heraus, dass Psychoanalyse die derzeit differenzierteste und komplexeste Theorie bietet, die Ätiologie psychischer Störungen auf dem Hintergrund der individuellen Biographie zu verstehen, ist Eva Jaeggi seitdem auch in der Öffentlichkeit für die Psychoanalyse eingetreten, zu einer Zeit, als es für den common sense schon langsam suspekt, wenn nicht schon anachronistisch wurde, psychische Phänomene kausal erklären zu wollen, d.h. den Symptomen auf den sinnlichen und sinnhaften Grund zu gehen. Ich glaube, dass viele Studenten Frau Jaeggi schätzen, weil sie ihre wissenschaftliche Position nicht verhehlt, aber auch nicht daran interessiert ist, unkritische Adepten zu gewinnen.

Obwohl sie in der Psychoanalyse so etwas wie eine geistige Heimat gefunden hat, blieb ihr Denken unruhig. Die Setzung: Denkverbote gibt es nicht! – in bester psychoanalytischer Tradition stehend – wurde Frau Jaeggi zum Prinzip und schützt vor geistiger Immobilität und einer "Gewaltsamkeit" von Lehrmeinungen, die schon Freud entschieden ablehnte, auch wenn "sie durch die edelsten Absichten gedeckt" (Freud 1919, Bd. 12, 191) seien. Trotz ihrer besonderen Wertschätzung der Psychoanalyse treibt sie weiter die Frage um, unter welchen Umständen welcher Therapeut mit welcher therapeutischen Technik für welchen Patienten mit welcher Störung die besten Heilungschancen bietet.

Als ihr im Jahre 1997 die inhaltliche Leitung eines Ausbildungsgangs "Tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie" vom Berufsverband BDP angetragen wurde, nahm Eva Jaeggi diese neue Herausforderung an und entwickelte – ganz im Sinne von Freuds Plädoyer für eine differentielle Technik, "dass die verschiedenen Krankheitsformen, die wir behandeln, nicht durch die nämliche Technik erledigt werden können" (Freud 1919, 191), gemeinsam mit einem kleinen Kreis von psychoanalytischen Kollegen (ein Curriculum) für diesen Ausbildungsgang. Wichtige Motive waren dabei zum einen, dem Auftrag des zu erwartenden Psychotherapeutengesetzes zu entsprechen, nämlich die Universitäten wieder stärker in die Psychotherapie-Weiterbildung einzubinden, zum anderen ging und geht es um die wissenschaftliche Frage, die Indikationsstellung für eine tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie zu präzisieren und ihre therapeutisch-technischen Spezifika herauszuarbeiten. Angesichts immer größerer ökonomischer Restriktionen im Gesundheitsbereich und damit einher gehender verschärfter Konkurrenz der Ausbildungsinstitute hat ihr die Übernahme dieser Leitungsfunktion zum Teil recht harsche Kritik eingetragen, doch scheinen ihr die jüngst im Forum der Psychoanalyse veröffentlichten Ergebnisse eines großen schwedischen Forschungsprojektes recht zu geben. Die Schlussfolgerung von R. Sandell, dem Projektleiter, lautet jedenfalls lako-

nisch “daß es zwischen Psychoanalyse und Psychotherapie einen *qualitativen* Unterschied gibt und daß es sich um zwei verschiedene Dinge handelt.“ (Sandell 1999).

Herr Dr. Gödde wird auf diesen Aspekt noch ein wenig ausführlicher eingehen.

Ich hoffe, es ist ein wenig deutlich geworden, wie sehr in der verstehenden Psychologie wissenschaftliche Zusammenarbeit nicht nur den intellektuellen Austausch meint, sondern die ganze Persönlichkeit bewusst mit einbezieht und damit auch erkennen lässt. Ich möchte Eva Jaeggi von Herzen danken für ihre Offenheit, ihre Lebendigkeit, ihren Charme, ihren nicht nachlassenden Wissensdurst. Die Wehmut, die mich bei ihrer Emeritierung überkommt, wird gemildert durch die Gewissheit, dass sie in unseren Forschungskolloquien weiter präsent und anregend sein wird und dass auch die Kooperation im Rahmen der Berliner Akademie für Psychotherapie uns weiterhin verbinden wird. Wir Kollegen wünschen ihr weiterhin beste Gesundheit und jene Lebensfreude, die den Kraftquell bilden für ihre enorme Schaffenskraft, jene Kreativität und jenen kritischen Geist, der sich nicht durch schulenspezifische oder institutionelle Konventionen lähmen ließ.

Literatur

Freud, S. (1919): Wege der psychoanalytischen Therapie. *GW XII*, 191.

Sandell, R. et al. (1999): Wie die Zeit vergeht. Langzeitergebnisse von Psychoanalysen und analytischen Psychotherapien. *Forum der Psychoanalyse* 15 (4), 327-347.

Leben und Arbeiten mit Eva Jaeggi: Vignette aus der Perspektive einer Studierenden

Carmen Cordiviola

Guten Tag, Frau Jaeggi!

Ich wünsche Ihnen alles Gute zum Geburtstag.

Naja, dann fange ich mal an mit meiner Vignette. Wissen Sie eigentlich, was eine Vignette ist? Die letzten Reden, zum Beispiel, das waren Vignetten. Weil, ich wusste es nämlich nicht, also habe ich im Wörterbuch geguckt und was steht da? Nur etwas wie "Bescheinigung über eine jährliche Autobahngebühr, als selbstklebende Plakette an der Windschutzscheibe". Das hat mir natürlich nicht viel weitergeholfen, bis ich im Programm plötzlich auf Herrn Hegeners Zitat von Goethe kam: "Alles ist ja nur symbolisch und überall steckt noch etwas anderes dahinter". Dann wurde mir alles klar, es war ganz einfach im Programm drin! Es geht hier um eine *Reise* durch Frau Jaeggis intellektuelle Biografie, wo Frau Möller mit dem Streifzug fährt und wir Vignettisten nehmen einfach die Autobahn. Naja, Hauptsache fahren wir jetzt weiter.

Was ich eigentlich erzählen wollte ist, wie ich zur TU kam oder, besser gesagt, warum zur TU. Ich hatte vier Jahre Psychologie in Buenos Aires, Argentinien, studiert. Da komme ich her. Und Argentinien, aber ganz besonders Buenos Aires ist sowas wie eine "Couchgesellschaft". Nicht unbedingt, weil alle Leute auf der Couch liegen oder auf die Couch sollten, naja obwohl, das ist die Frage, sondern es ist die Couch selbst, was überall bei den Leuten "mitschwebt". Und zwar als Diskurs. Die Psychoanalyse ist fast Alltagsdiskurs geworden und, ob richtig oder falsch, alle spielen mit ihren Konzepten. Nehmen wir zum Beispiel eine Frau und einen Mann, die sich in einer Disco sehen und sich mögen. Die Frau flirtet mit ihm und er denkt sich: "Wenn sie mit mir flirtet heisst das, dass sie mit mir ins Bett will." Die Frau geht natürlich *nicht* mit ihm (so war das zumindest in *meiner* Zeit) und was sagt er, ganz sauer? "Du blöde Hysterikerin!" Und was sagt sie: "Du zwanghafter Idiot!" Die Psychoanalyse taucht überall auf, jeder hat sich schon mal ein bisschen "Ödipus gefühlt" oder hat mindestens mit ihm am gleichen Tisch gegessen. Selbst die meisten der Tangotexte handeln von ungelösten ödipalen Geschichten. Und natürlich Psychologiestudenten sind vor allem Psychoanalysestudenten. Und obwohl überhaupt keine Pflicht besteht, wenn man während des Studiums *keine* Analyse macht, wird man komisch angeguckt, wie hier, wenn man eine *macht*!

Naja, nach ein paar Jahren in Deutschland fing ich an, die Psychoanalyse zu vermischen und dachte daran, mein Studium hier zu beenden. Ich habe mich umgehört und überall habe ich das gleiche erfahren: "Wenn dich Psychoanalyse interessiert, musst du an die TU, denn da ist Frau Jaeggi, sie hat viele Bücher geschrieben, aber an der TU kannst du sie live erleben!" Also bewarb ich mich, hatte Glück und bekam einen Platz und wurde Psychologiestudentin an der TU. – Und jetzt geht sie!

Naja, eigentlich kann ich nicht klagen, ich habe doch ihre Veranstaltungen erlebt. Alle. Manche sogar zweimal. Das Kind wird nicht nur satt, sondern es spürt auch Lust und dazwischen gibt es immer eine Differenz: "Die Unzerstörbarkeit des Wunsches", deswegen kann man ja nie genug haben.

Frau Jaeggi verlässt ihre Studenten, und was heisst das? Das heisst die Leere in der Lehre oder die Lehre in der Leere. Sie können Lehre mit h oder mit doppel e beliebig umtauschen. Es ist beides. Am Anfang war das Wort steht in der Bibel. Nein, am Anfang war die Tat, sagt Faust – lassen wir das Gott und Goethe lieber unter sich klären, denn Freud sagt was ganz anderes: "Am Anfang war der Verlust" und noch mehr: "Das, was Entwicklung überhaupt konstituiert, ist der Verlust." Abwesenheit – Anwesenheit, Milch – keine Milch, fort – da. Was ich damit sagen will ist, dass wir Studenten uns auch mit ihrer Hilfe entwickelt haben. Ich glaube auch, wenn der Wunsch nach mehr bleibt, wir haben schon aufgehört zu spalten.

Frau Jaeggi, ich bin mir sicher, Sie werden für uns alle wie eine abwesende, aber gute Mutter in Erinnerung bleiben. Ihre Studenten wünschen Ihnen alles Gute – und das ist Ihr Applaus.

Leben und Arbeiten mit Eva Jaeggi: Vignette aus der Perspektive eines Mitbegründers der NGfP

Thomas Leithäuser

Liebe Eva,

lange habe ich mich gefragt, wie ich meine mündliche, nicht vorgeschriebene Rede zu Deinem ein Jahr später in der Technischen Universität Berlin würdig begangen und gefeierten 65igsten Geburtstag nachträglich abfassen soll? Ich verfiel auf die Form des Briefes, in der ich etwas von dem persönlich gemeinten mit allgemeineren Bildern und Mythen verbundenen meiner Rede bewahren kann. Es ging und es geht mir um Erinnerungen an die gemeinsame fröhliche Arbeit des Vorstandes unserer Neuen Gesellschaft für Psychologie, unserer NGfP und der Herausgeber des Journals für Psychologie in Deiner privaten Wohnung in der Forststr. in Zehlendorf.

Von solchen Erinnerungen hatte ich in dem großen, frostigen und fensterlosen Hörsaal der Technischen Universität etwas vorgetragen. Ich wollte zu den scharfsinnigen Analysen der Vorträge und Beiträge meiner Vorredner zu Deinen Arbeiten und zur Psychologie und Psychoanalyse im allgemeinen, den lebenswürdigen Bekundungen zu Deiner Person, denen ich mich gerne angeschlossen habe, einen überraschenden, Dich überraschenden kleinen Kontrapunkt setzen. Nicht ein angemessener Gang empirischer Analyse zum theoretischen Begriff und nicht ein akribisch durchgeführter therapeutischer Blick in die inneren Poren der Haut und wer weiß sonst wohin sollte es sein, sondern erzählte Erinnerungen heraus aus dem grauen Hörsaal und hinein in die behagliche Wohnung in Zehlendorf mit, von Dir vorbereitet, reich gedeckter Tafel: Wir hatten etwas zu beißen, zu trinken, zu lachen und zu diskutieren.

Auf der Suche nach Szenen und Bildern erinnere ich mich an den Gründungskongress unserer Neuen Gesellschaft für Psychologie – nein nicht an den Gründungskongress, sondern an ein Telefongespräch, das ich mit Dir hatte, als ich, frisch gewählter Schatzmeister und 3. Vorsitzender unserer Gesellschaft, Dich kurz nach Ende des Kongresses von Bremen aus anrief, um mich, so war meine Absicht, nach dem persönlichen Wohlbefinden meiner 1. Vorsitzenden zu erkundigen. Du versetzttest mich sogleich in die Rolle des besorgten Schatzmeisters mit den Hintergedanken, was denn wohl mit den Kongresseinnahmen sei. Mir war rasch klar, dass Du noch nicht wusstest, dass ich für einen Schatzmeister die allerbesten Voraussetzungen mitbringe und dass man einem solchen Menschen die Kontrolle nicht überlassen dürfe, schon gar nicht allein, was denn auch nie geschah – durchaus zu meiner Beruhigung und Zufriedenheit.

Von der anderen Seite der Leitung hörte ich Deine amüsierte Stimme: “Ich liege hier auf meinem breiten Bett und die Geldscheine regnen nur so aus großen Plastiktüten herab. Ich schwimme, die Gesellschaft schwimmt im Geld.“ So “dicke“ war’s dann nun leider nicht, aber fern lagen mir bei diesem Stimmenklang alle schatzmeisterlichen Gedanken. Vielmehr tauchten da Bilder, genau ein Bild aus meinen geliebten Gängen

durch Galerien und Kunstmuseen auf: Weit entfernt vom magersüchtigen Schönheitsideal der heutigen Zeit war da eine üppige Schöne hinter wehenden Vorhängen zu sehen, auf die es in Hülle und Fülle Golddukatens regnet. Links neben ihr eine Dienerin, die mit kräftigen Armen eine Schürze haltend den Goldregen aufzufangen sucht; rechts neben ihr ein eingeschlafenes friedliches Hündchen. Was war da in meine Einbildung eingefallen: Tizian, Danae und der Goldregen, Prado, Madrid! Ein "prächtiges Weib", so schoss sich mir der patriarchale Blick unkontrolliert zu Bewusstsein, bevor ich mich noch auf den Weg der Erkundung dieser Einbildung machen konnte.

Ich fand in einem alten Katalog eine Abbildung, die mir die konkrete Beschreibung meiner Einbildung ermöglichte, und einen Hinweis auf Danae. Was war doch gleich mit Danae, wer war das? Die Suche nach ihr ging weit zurück in die griechische Mythologie. Dabei fand ich mit Karl Kerényi einen guten Weggefährten. Er schreibt im 2. Band seiner "Mythologie der Griechen, die Heroengeschichten": Danae, „sie war aber *das* Danaermädchen, die Auserwählte unter allen Danaerinnen, ihre vollkommenste Vertreterin, so vollkommen, dass sie zur irdischen Braut des Zeus und zur Mutter des Gründerheros von Mykenai werden konnte.“ Das war Perseus.

Wie fand Zeus zu Danae? Das war gar nicht so einfach und bedurfte der Verwandlung, eine Fähigkeit, die nur Göttern und dem Geld zu Gebote stehen. Akrisios, der König von Argos, Vater von Danae, erfuhr vom Orakel in Delphi, dass der "Tochtersohn", sein Enkel ihm zum Verhängnis werden sollte. Daraufhin verschloss Akrisios Danae mit ihrer Amme in ein "ehernes Gemach", "unterirdisch wie ein Grab". Unser Begleiter dorthin, Kerényi, berichtet:

"In Dunkelheit war sie für immer begraben, damit sie keinen Sohn gebäre. Es war indessen der Götterkönig selbst, den es nach dem Danaermädchen verlangte. In goldenen Regen verwandelt, floß Zeus durch das Dach des unterirdischen Gemachs. Die Jungfrau fing ihn auf in ihrem Gewand. Aus dem Regen trat der Herr des Himmels. Das Grab wurde zur Hochzeitskammer. Ein Sohn des Zeus wurde geboren."

"Perseus", Tizians Bild, auf dem die Dienerin, die Amme, den Goldregen mit ihrer Schürze auffängt, ist eine interessante Variante der Geschichte, der wir hier weiter nicht nachgehen können. So lassen wir auch die Bedeutung des schlafenden Hündchens offen.

Natürlich entdeckt Akrisios nach einer Weile den Knaben, lässt die Amme hinrichten und überantwortet Mutter und Sohn in eine finstere Arche eingesperrt der Ungewissheit des Meeres. Die Arche wird von einem Fischer entdeckt und auf der Insel Seriphos geborgen. Dort herrscht Polydektes, der Danae immer wieder bedrängt. Perseus verspricht ihm, um die Mutter zu retten, das Haupt der Gorge, der Medusa zu bringen, das auch auf vielen abenteuerlichen Wegen mit vielen Listen rechtzeitig gelingt. Der Anblick des Hauptes der Medusa lässt jeden zu Tode erstarren, so auch Polydektes und die seinen, die sich in einem Fest versammelt haben.

Liebe Eva, der Mythos lässt sich weiter ausfabulieren, auch in der Gegenwart. So lass uns in sie zurückkehren. Wir haben eine Neue Gesellschaft für Psychologie, vielleicht in der Gestalt des "ehernen Gemaches" des Akrisios, vielleicht in der Gestalt der "finsternen Arche", vielleicht in der drohenden Gefangenschaft des Polydektes, vielleicht als eine zukünftig blühende Stadt Mykenai; vielleicht waren wir nicht so klug wie Perseus und haben den Anblick des Hauptes der Medusa nicht vermieden. Das Orakel von Delphi schweigt heute – ein Schweigen der Analyse.

Wir hatten und haben - und da bin ich mir ganz sicher – eine Danae, eine 1. Vorsitzende, eine Präsidentin, eine lebenskluge und charmante Prinzessin aus Österreich. Aber Zeus? Der hat sich gegenwärtig verdunkelt. Und Perseus? Seine Rolle ist ausge-

schrieben und wir haben viele Bewerber. Doch keiner mag mutig und listig genug sein, der Medusa das Haupt abzuschlagen. Dessen bedarf es auch nicht, denn unsere Feinde . und da gibt es natürlich gar viele – sind schon bevor sie des Medusahauptes hätten ansichtig werden können, erstarrt. Und wäre dem nicht so, so hätten wir keine Feinde.

Wir sitzen in Deiner Küche, Eva, und reden ‘mal wieder darüber ,wie blöd alle anderen sind. Was wäre, wenn es uns nicht gäbe?

In der Ferne kann man, wenn man genau hinschaut, einen Bewerber für die Perseusrolle ausmachen. Es ist der kleine Oskar, der Schreier und Trommler. Doch man hört nichts, man sieht nur das Wirbeln der Trommelstöcke und das Öffnen und Schließen seines Mundes. Die Fensterscheiben klirren nicht. Oskar will nicht wachsen, offenbar will er auch nicht näher kommen. Wer weiß das schon?

Das Orakel schweigt. Brauchen wir denn einen Gründerheros, einen Perseus, einen Oskar der das Alte hinwegfegt und endlich allseits eine Neue Gesellschaft für Psychologie durchsetzt?

Fast denke ich: besser nicht. Gute Arbeitsgruppen zu grundlegenden und aktuellen Themen, hervorragende Kongresse und das Journal für Psychologie ist doch schon etwas – und das alles jenseits der üblichen Machtspiele. Perseus und Oskar wären bei uns einfache Mitglieder, wenn sie denn ordentlich ihre Mitgliederbeiträge zahlen würden – bei uns, einem bürgerlichen Verein mit guter Küche, anregender Diskussion und unbestechlichen Schatzmeistern. DA-NA-E-VA.

Mit einem herzlichen Gruß
zum nachgeholtten 65. Geburtstag
Dein Thomas

Leben und Arbeiten mit Eva Jaeggi: Vignette aus der Perspektive eines Mitschülers

Heinrich Wiesweg

Liebe Eva, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Gäste!

Ich bin zwar hier als "Mitschüler" angekündigt, aber leider habe ich nicht das Vergnügen, Dich, liebe Eva, schon so lange zu kennen. Ich hätte auch nicht so recht an ein Wiener Lyzeum für höhere Töchter gepasst, dessen pädagogische Ideale Du perfekt verkörpern würdest, wärest Du nur etwas braver geraten.

Dass ich trotzdem mit Dir in Schulerinnerungen kramen kann liegt an unserer gemeinsamen psychoanalytischen Ausbildung hier in Berlin. Gleich zu Beginn habe ich eine mir nun sehr vertraute und bezeichnende Eigenschaft von Dir kennengelernt: Deinen von einer großen Begeisterung getragenen Wissensdrang in Verbindung mit dem Mut, ideologische und inhaltliche Grenzen zu überschreiten.

So haben wir uns zuerst 1988 in einer Arbeitsgruppe der "Erstklässler" getroffen, wo sich nach einiger Zeit herausstellte, dass Du, damals noch Kandidatin der Jungianischen Fachrichtung, Dich unter lauter Freudianer gemogelt hattest. Von meinem/unserem Freund Erich und mir, die wir uns als "hardcore"-Freudianer verstanden, zunächst skeptisch beobachtet, mussten wir dann schnell feststellen, dass auch Dein psychoanalytisches Herz auf dem rechten Fleck schlägt.

Diese Zusammenarbeit hat glücklicherweise auch nach Abschluss unserer Weiterbildung eine Fortsetzung gefunden. Seit vielen Jahren führen wir in dem von Irma Gleiss gegründeten Freud-Arbeitskreis am Institut für Psychotherapie an der Koserstraße eine lebhaft inhaltliche Auseinandersetzung über die Schriften Freuds.

Doch wie das bei gemeinsamen Schulerinnerungen nach so langer Zeit üblich ist, liebe Eva, gibt es auch bei uns Diskrepanzen. In Deiner Autobiografie als Psychotherapeutin gehst Du auf unsere Ausbildung ein und beschreibst die intensive Zeit des Zusammenfindens der Teilnehmerinnen und Teilnehmer unseres Jahrgangs, aus denen teilweise jahrelange Freundschaften entstanden sind. Beim Lesen Deiner Erinnerungen habe ich aber an einer Stelle gestutzt: Du schreibst von unseren Treffen der Ausbildungsteilnehmer nach Seminaren und in der Zeit der Vorbereitung einer bis heute am Institut legendären Faschingsfete. Hier soll ich zu Deinem großen Amusement unserer Kollegin P., um ihrem ständigen pubertären Schwärmen von den Vorzügen ihres Lehranalytikers Einhalt zu gebieten, wiederholt versichert haben, dass dieser sie ganz sicher nicht heiraten wird.

Ich, liebe Eva, erinnere mich mehr daran, das als einen gutgemeinten Rat in meiner Rolle des "großen Bruders" an *Dich* gerichtet zu haben. Selbst noch mächtig in der Abwehr per Intellektualisieren verfangen, habe mit ungläubigem Staunen mit angesehen, wie eine so kluge Frau wie Du auf diesen einfachen psychoanalytischen Trick herein-

fällt und für einen gewissen älteren Herren solch jugendliche Begeisterung entwickeln konnte.

Ist es die nachlassende Gedächtnisfunktion, oder hat es tiefenpsychologische Gründe? Wie dem auch sei. Eines spricht für meine Version: Dein von uns allen an Dir geliebter, bis heute erhaltener jugendlicher Elan bei Deinen Unternehmungen, von Dem ich Dir und uns wünsche, dass wir ihn noch viele Jahre gemeinsam genießen dürfen.
Liebe Eva, herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag.

Ein Projekt mit Perspektive – Die Ausbildung in tiefenpsychologisch fundierter Psychotherapie

Günter Gödde

Liebe Eva, liebe Kolleginnen und Kollegen, verehrte Gäste!

Wir nähern uns jetzt dem *vorläufigen* Ende von Eva Jaeggis intellektueller Biographie. Das noch fehlende Glied in der Kette ist ihre Rolle in der Berliner Akademie für Psychotherapie, denn sie ist dort seit 1997 Leiterin der Therapeutenausbildung im tiefenpsychologischen Schwerpunkt.

Zunächst ein paar Worte zu diesem Ausbildungsmodell: Die *Berliner Akademie für Psychotherapie* ist eine Einrichtung des Berufsverbandes Deutscher Psychologen, der Humboldt Universität und der TU, an der seit 1999 auch die FU durch Prof. Kleiber als Leiter des verhaltenstherapeutischen Schwerpunkts vertreten ist. Die Ausbildung findet derzeit in den *Schwerpunkten* Tiefenpsychologie und Verhaltenstherapie statt. Es geht dabei nicht um eine "Vermischung" oder "Integration" beider Richtungen, sondern – das sei von vornherein klargestellt – um eine Ausbildung im jeweiligen Richtlinienverfahren, das aber in einen *methodenübergreifenden* Bezugsrahmen eingebettet ist.

Die Berliner Akademie für Psychotherapie hat sich frühzeitig an den Vorgaben des *Psychotherapeutengesetzes* orientiert und erfreulicherweise vor wenigen Monaten die *staatliche Anerkennung* erhalten, übrigens als erste Ausbildungseinrichtung in Berlin. Was hat dieses Ausbildungsprojekt für Eva Jaeggi reizvoll gemacht?

Im Sommer 1995 wurde bei ihr erstmals nachgefragt, ob sie bereit sei, die Leitung des tiefenpsychologischen Schwerpunkts zu übernehmen. Warum sollte sie nicht die Chance nutzen, ihre Kompetenzen als forschende Wissenschaftlerin und langjährige Hochschuldozentin mit derjenigen als praktizierende Therapeutin zu verbinden? Da sie keine sonderlichen Berührungängste mit Vertretern anderer Therapieschulen hat, und da auch einige ihrer Analytiker- und TU-Kollegen ihr sehr zugeraten haben, sprach eigentlich nichts gegen dieses Projekt. Der Abschluss eines Kooperationsvertrages zögerte sich aber noch einige Zeit hinaus. Offiziell übernahm Eva die Leitung des tiefenpsychologischen Ausbildungsgangs im Herbst 1997, und seither arbeitet sie mit Wolfgang Hegener und mir in der Schwerpunktleitung eng zusammen.

In unserer Teamarbeit und bei einer Lektüre ihrer diesbezüglichen Artikel und Vorträge habe ich Evas *Vorstellungen von einer guten Psychotherapeutenausbildung* kennen gelernt, sozusagen ihr Programm oder ihre Vision. Dabei sind mir drei Punkte besonders aufgefallen:

1. Als Maßstab für die Qualität einer Therapeutenausbildung nennt Eva "Gründlichkeit" und "Ernsthaftigkeit" (Jaeggi 1991, 184 f.). Wie kann man diesen allgemeinen Maßstab auf Lehrtherapie und Supervision anwenden? Hinsichtlich der *Lehrtherapie* zeigt sie sich skeptisch gegenüber den von manchen analytischen Instituten geforderten 500 und mehr Stunden Lehrtherapie. Weil sie die Gefahr eines religiösen

Noviziats sieht (Kernberg 1986), tritt sie für eine "Begrenzung der Lehranalyse" ein, wobei sie "Wiederholungen in verschiedenen Lebensphasen" für sehr sinnvoll hält (Jaeggi 1999, 18).

Hinsichtlich der *Supervision* ist Eva der Meinung, dass sie von hoher Relevanz sei, ja dass man die Berechtigung zur Ausübung des Therapeutenberufes geradezu "an die Bedingung der *dauernden* Supervision binden sollte" (Jaeggi 1991, 129).

Noch mehr als diese beiden Standardvoraussetzungen jeder konflikt-, beziehungs- und einsichtsorientierten Therapeutenausbildung betont sie aber den Stellenwert einer "guten Theorie". Sie plädiert für "eine möglichst prägnante Ausbildung in der psychoanalytischen (und anderen) Theorien, damit die angewandten Techniken ... so weit von der Theorie unterfüttert sind, dass sie sich flexibel handhaben lassen. Nur wenn man sich theoretisch sicher fühlt, kann man technisch flexibel bleiben ... und muss nicht entweder beim Nachahmen der 'Meister' stehen bleiben oder einfach wild herumprobieren oder krampfhaft irgendwelche Meinungen vertreten, die nicht recht begründet sind" (Jaeggi 1999, 5 f.).

2. Im Hinblick auf die "Integration" verschiedener Therapierichtungen zeigt sich Eva offen und interessiert, aber auch hier keineswegs frei von Skepsis: "Grenzüberschreitungen sind sicher nicht immer schädlich ... sie müssen aber reflektiert werden auf ihre Verträglichkeit hin" (Jaeggi 1995, 16). Zudem spielen persönliche Vorlieben, das Menschenbild und philosophische Hintergrundannahmen eine nicht zu unterschätzende Rolle. Eva hält sich auch nicht für überparteilich, sondern, wie sie zugeben müsse, für "befangen", weil sie sich vor allem in die Theorieschöpfung Freuds "verliebt" habe: "Ich bin nach wie vor fasziniert von den vielfältigen Möglichkeiten, die dieses Theoriesystem bietet. Dass Psychoanalytiker die besseren Therapeuten sind, glaube ich hingegen nicht, denn begabte und unbegabte Therapeuten gibt es quer durch alle Therapieschulen" (Jaeggi 1995, 16).
3. Eva tritt für eine stärkere Berücksichtigung der *Wissenschaftstheorie* und der *Therapieforschung* in der Therapeutenausbildung ein. Ihres Erachtens hätten sich die Psychoanalytiker "gar nicht so aufregen müssen" über Grawes Forschungsergebnisse – die angebliche Überlegenheit der (kognitiven) Verhaltenstherapie gegenüber der Psychoanalyse – wenn sie sich mit diesen Problemen früher und gründlicher auseinandergesetzt hätten:

"Obwohl ich persönlich mich (darüber) geärgert habe, habe ich doch (auch) den Gewinn gesehen, den uns dieser Streit gebracht hat. Der Gewinn liegt im näheren Hinsehen auf *Forschung* ... Als ich ... daraufhin ziemlich viele Ergebnisse einer positivistisch konzipierten Forschung zur Kenntnis genommen habe ... hatte ich das Gefühl, ich sähe mir einen uralten Film an, wo alles nur schattenhaft an einem vorüberhuscht, die Töne krächzend und unverständlich verzerrt wirken und zwischen *Lichtflimmern* und schwarz-weißem Schneegestöber manchmal ein paar Figuren sichtbar werden ... Das, was ich als Psychotherapeutin erlebe, spiegelt sich in der Forschung nur so schattenhaft wider, dass es kaum noch zu erkennen ist" (Jaeggi 1994, 53).

Im weiteren wird die positivistische "Versuchung" der Therapieforscher zurückgeführt auf "Angst vor den Ambivalenzen und Unsicherheiten im eigenen Inneren, die ausgewachsene Männer dazu bringt, solch gradlinig-schlichte Modelle zu entwerfen, um damit Wirklichkeit einfangen zu wollen" (Jaeggi 1994, 62).

Die ganze Komplexität dieser Thematik hat Michael Buchholz in seinem neuen Buch "Psychotherapie als Profession" (1999) vor Augen geführt. Seine Überlegungen könnten richtungsweisend für eine Neuorientierung in wissenschaftstheoretischer und methodischer Hinsicht sein. Was wir in der Psychoanalyse und Tiefenpsychologie dringend brauchen, ist eine sozialwissenschaftlich und philosophisch fundierte Therapieforschung, damit nicht, wie Wittgenstein dies einmal formuliert hat, "Gegenstand und Methode haarscharf aneinander vorbeischießen" (vgl. Jaeggi 1994, 58).

Auf diesem Hintergrund schwebt Eva ein bestimmtes Ideal des Psychotherapeuten vor. Therapeuten sollten im Prinzip "als Forscher in der Praxis" ausgebildet werden (Jaeggi 1997, 113). Als sie diesen Gesichtspunkt in einem Wissenschaftszirkel ihres psychoanalytischen Heimatinstituts einbrachte und vorschlug, "man solle doch bei der Auswahl der Kandidaten auch darauf achten, ob diese Interesse an Forschung hätten, wurde einer der bewährten Praktiker und Lehranalytiker richtig wütend. ER möchte nicht alle diese *Narzißten von der Universität* im Institut sehen" (Jaeggi 1999, 13).

Nun möchte ich zu den *Erfahrungen in unserem tiefenpsychologischen Ausbildungsprojekt* übergehen und dabei wiederum drei Punkte herausgreifen:

1. Die Ausbildung an der Berliner Akademie basiert auf einem 6-semesterigen Curriculum. Das von den Teilnehmern zu absolvierende Ausbildungsprogramm kann man wahrlich "gründlich" und "ernsthaft" nennen: 200 Std. Lehrtherapie, 200 Std. Supervision, 600 Std. Theorie, 600 Std. Behandlungspraxis, 1800 Std. Tätigkeit in Praxiseinrichtungen, Anamnesen und Falldokumentationen etc., insgesamt: ein Umfang von 4500 Std. Vollzeitausbildung.

Dazu als persönliche Anmerkung: Diese Kompression von Stundenzahlen in einen Zeitraum von nur drei Jahren könnte zu einer übermäßigen Verschulung führen. 4 Jahre Ausbildungszeit und das bei durchgehender staatlicher Finanzierung wären wohl angemessener. So viel sollte eine gute Psychotherapeutenausbildung dem Staat doch wert sein!

In den Theorie-Seminaren kommt es uns auf einen sinnvollen historischen Aufbau an, von Freud als Diskursivitätsbegründer ausgehend bis zu den gewandelten Perspektiven der heutigen Psychoanalyse und Tiefenpsychologie. Besonderen Wert legen wir auf die sorgfältige Vermittlung *psychodynamischen* Denkens, auch mit Hilfe der OPD-Diagnostik, und auch die zumeist vernachlässigte Kulturtheorie soll nicht zu kurz kommen.

Unter Evas Anleitung wurde eine *Evaluation* des ersten Ausbildungsgangs durchgeführt. Psychologie-Studenten der TU Berlin interviewten die 40 Teilnehmer und einen großen Teil der Ausbilder und werteten deren Aussagen aus. Insgesamt ergab sich eine deutliche Zustimmung zu unserem Ausbildungsmodell, aber auch eine Reihe von Verbesserungsvorschlägen, z.B. im Hinblick auf die didaktische Vermittlung und stärkere Praxisrelevanz.

2. Evas Losung "Streng in der Theorie, flexibel in der Technik" impliziert eine Relativierung von Über-Ich-Forderungen in der Behandlungspraxis. Vor allem tritt sie für einen freieren *Umgang mit eigenen Fehlern* ein: "Ich finde, in manchen Instituten in bezug auf die Fehler eine ziemliche Heuchelei ... Die meisten Fallvorstellungen oder Fallvignetten sehen so glattgebürstet aus, da traut man sich oft gar nicht, eigene Fehler einzugestehen. Und das sollte etwas sein, was ganz natürlich ist in einem Ausbildungsinstitut" (Jaeggi 1997, 108). Für Eva ist das nicht nur ein Postulat. Sie lebt diese Natürlichkeit besonders auch in den Teamgesprächen der Ausbildergruppe vor.
3. Bereits zu Beginn des ersten Ausbildungsgangs initiierten wir für die Ausbilder einen monatlichen "*jour fixe*", der sich in den zwei Jahren seines Bestehens wirklich als "*Qualitätszirkel*" erwiesen hat. Ich möchte hier nur auf ein Thema eingehen, das sich in unseren Diskussionen als Dreh- und Angelpunkt erwiesen hat, nämlich den Vergleich zwischen *tiefenpsychologisch fundierter* und *psychoanalytischer* Therapie. Soll der Hauptunterschied zwischen diesen beiden *Therapieformen* in erster Linie auf dem Setting (Psychoanalyse: 3-5 Wochenstunden versus tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie: 1-2 Wochenstunden) beruhen oder eher auf der andersar-

tigen Handhabung von Übertragung, Widerstand und Regression oder aber auf der jeweiligen theoretischen Orientierung des Therapeuten? In welchen Fällen ist eher die eine, in welchen eher die andere Therapieform indiziert? Zu diesen und ähnlichen Fragen gibt es einige Lehrbuchformeln, die wir alsbald und nicht ohne intellektuellen Genuss kritisch zu hinterfragen begannen. In Evas Worten:

“Das Thema der Tiefenpsychologie versus Psychoanalyse ist fast nie als ein empirisches Thema angegangen worden ... hier herrscht unter den meisten Kollegen eine Art Pseudowissen vor: Bei der Tiefenpsychologie käme man nicht so ‘tief’ (was heisst das?), man könne nicht die *aggressiven Latenzen* erreichen (ist das nachgewiesen?), die *Regression* sei nicht so stark (wirklich immer?), man könne *Übertragung und Gegenübertragung* nicht verwenden (darüber herrschen sehr unklare Vorstellungen!), man müsse *sehr schwere Fälle* tiefenpsychologisch behandeln, *nein sehr leichte* etc. etc. Überall (auch in der Literatur) herrschen vorschnelle Verallgemeinerungen vor“ (Jaeggi 1999, 14).

Nach wie vor gibt es Autoren, welche die tiefenpsychologisch fundierte Therapie der “eigentlichen“, der hochfrequenten Langzeitanalyse unterordnen. In den Diskussionen über das neue Therapeutengesetz hat sich geradezu eine “Kampffront“ herausgebildet, bei der es um die Frage geht, “ob man im tiefenpsychologischen Setting ausbilden könne, ohne die Erfahrung der großen Psychoanalyse gemacht zu haben und ob man dann auch erfolgreich therapieren könne“ (Jaeggi 1999, 4). Bemerkenswert sind in diesem Zusammenhang die Ergebnisse eines schwedischen Forschungsprojekts, an dem 700 teils in Psychoanalysen, teils in tiefenpsychologischen Therapien behandelte Patienten beteiligt waren. Die Therapeuten ließen sich in drei Untergruppen einteilen: in eine Gruppe, die sich an den Idealen der klassischen psychoanalytischen Behandlungstechnik (also betont am Abstinenzprinzip), und zwei andere Gruppen, die sich zusätzlich an Idealen wie z.B. Unterstützung, Freundlichkeit, persönliche Zuwendung usw. orientierten. Therapeuten, die zum Cluster der “klassischen Analyse“ gehörten, waren bei ihren Analysepatienten erfolgreich, bei ihren Psychotherapiepatienten erzielten sie hingegen keine guten Ergebnisse (Sandell et al. 1999, 328). Dies – und vieles andere – legt den Schluss nahe, dass die tiefenpsychologisch fundierte Therapie eine *differente*, also *eigenständige Therapieform* mit ganz eigenen Regeln ist. Nicht jeder Analytiker ist von vornherein auch ein guter tiefenpsychologischer Therapeut.

Damit komme ich zu dem letzten und für mich erfreulichsten Aspekt: der sehr effizienten und humorvollen Teamarbeit zwischen Eva, Wolfgang Hegener und mir. Wir haben uns schon manchmal gefragt, warum wir als Dreier-Team so gut harmonieren. Dazu abschließend noch einige Hypothesen, die vielleicht auch etwas zum Verständnis von Evas “persönlicher Gleichung“ beitragen:

Vielleicht haben wir einen ähnlichen Handlungsstil in dem Sinne, dass wir die organisatorischen Aufgaben im allgemeinen gradlinig und zügig bewältigen. Aber ich denke, bei Eva ist es doch noch etwas anders. Vor kurzem las ich ein interessantes Buch mit dem Titel “Schluß mit dem ewigen Aufschieben“ (Rückert 1999). Im angloamerikanischen Bereich scheint diese Thematik der *procrastination* – eine Tendenz, zu erledigende Probleme aufgrund zwanghafter unbewusster Motive auf morgen zu verschieben – viel mehr beachtet worden zu sein als hierzulande. So wie Eva die anstehenden Probleme angeht, so direkt und schnörkellos, muss man sie zu einer fast vom Aussterben bedrohten Gattung, den immer seltener werdenden Exemplaren der “Nicht-Aufschieber“ rechnen.

Vielleicht haben wir drei auch einen “schwer ersättlichen Forscherdrang“ gemeinsam. Eva hat bei sich einen “Wunsch nach Einheit in der Differenz“ erkannt und ihn darauf zurückgeführt, dass einem “von früh an sehr viel Einheit aufgedrängt wurde“, so dass “das Bedürfnis nach Differenzierung sich erst mühsam seinen Weg bahnen konnte“ (Jaeggi 1995, 12). Eine etwas verzögerte Ablösung aus den Primärbindungen kann zu

einer besonders ausgeprägten intellektuellen Orientierungssuche führen, die Eva auch schon selbstanalytisch erschlossen hat, nachzulesen in ihrem Buch "Neugier als Beruf".

Vielleicht spielt auch eine Rolle, dass wir *Ex-Katholiken* sind – in dieser Urentwurzelung könnten die Quellen von Evas *Desillusionierung* und *Humor* liegen. Wir haben über diesen gemeinsamen Erfahrungshintergrund schon öfter rasonniert, aber das würde den heutigen Rahmen sprengen.

Vielleicht verbindet uns schließlich ein gewisser "antiinstitutioneller Affekt". Jedenfalls lassen wir uns nicht mehr gerne von irgend jemandem bevormunden oder vereinnahmen. Wer in einem bestehenden sozialen System etwas Neues kreieren will – und das tun wir ja mit unserer universitären Therapieausbildung in der bisher von Privatinstituten besiedelten Landschaft – setzt sich einem erheblichen Anpassungs- und Unterwerfungsdruck aus. Man ist zwangsläufig erst einmal *Außenseiter*, wenn nicht "Außenfeind" der Etablierten, bis sich wieder ein neues Machtgleichgewicht hergestellt hat. Zum Glück hat sich Eva bei ihrem Engagement in der "Neuen Gesellschaft für Psychologie" bereits als Oppositionsführerin bewährt und dabei gelernt, dass "Macht und Geist diametral auseinanderstreben", und das sei "eine Erfahrung, die man mal machen muss" (Jaeggi 1997, 114).

Alles in allem und fern aller Diagnostik – eines weiß ich gewiß, dass die Teamarbeit mit Eva und Wolfgang zu den besonders beglückenden Erfahrungen meines Lebens gehört.

Literatur

- Buchholz, M.B. (1997). *Psychotherapie als Profession*. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Jaeggi, E. (1991). *Neugier als Beruf. Autobiographie einer Psychotherapeutin*. München: Piper.
- Jaeggi, E. (1994). Das Flimmern auf der Leinwand: Psychotherapieforschung und Psychotherapie. *Journal für Psychologie* 2 (1), 53-63.
- Jaeggi, E. (1995). *Zu heilen die zerstoßenen Herzen. Die Hauptrichtungen der Psychotherapie und ihre Menschenbilder*. Reinbek: Rowohlt.
- Jaeggi, E. (1997). Die Psychoanalyse bietet die differenzierteste und intelligenteste Art und Weise der Selbstaufklärung. In: W. Mertens (Hg.), *Der Beruf des Psychoanalytikers*, 101-114. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Jaeggi, E. (1999). Streng in der Theorie – flexibel in der Technik: Die Psychoanalyse und ihre Abkömmlinge. *Texte aus dem Colloquium Psychoanalyse*, Heft 5, 4-18.
- Kernberg, O. (1998). Institutional problems of psychoanalytic education. *Journal of American Psychoanalytical Association* 24, 4330-4359.
- Rückert; H.-W. (1999). *Schluß mit dem ewigen Aufschieben. Wie Sie umsetzen, was Sie sich vornehmen*. Frankfurt/M.: Campus.
- Sandell, R. et al. (1999). Wie die Zeit vergeht. Langzeitergebnisse von Psychoanalysen und analytischen Psychotherapien. *Forum der Psychoanalyse* 15, 327-347.

Autorinnen und Autoren

Hermann Beland, Dipl.-Psych., Psychoanalytiker. Arbeitsschwerpunkte: Psychoanalytische Affekttheorie, Gruppenidentität, Psychoanalyse zur Zeit des Nationalsozialismus. Anschrift: Weddigenweg 11, 12205 Berlin, e-mail: hermann.beland@t-online.de.

Michael B. Buchholz, Dipl.-Psych., Dr. phil., apl. Prof. am Fachbereich Sozialwissenschaften der Universität Göttingen; Psychoanalytiker in eigener Praxis. Veröffentlichungen zur psychoanalytischen Familientherapie, zur qualitativen Methodik in der Psychotherapieforschung, zu Metaphern und deren Analyse. Zuletzt erschien "Psychotherapie als Profession" (1999 im Psychosozial-Verlag). Anschrift: Schlesierring 60, 37085 Göttingen, e-mail: mbb@psychotherapie.org.

Carmen Cordiviola, cand. psych., Flamenco-Tänzerin und -Lehrerin. Anschrift: Gustav-Müller-Platz 1, 10829 Berlin, e-mail: carcordi@west.de.

Irma Gleiss, Dipl.-Psych., Dr. phil.; Psychoanalytikerin in freier Praxis. Arbeitsschwerpunkte: Geschichte der Psychoanalyse und Theorievergleich. Anschrift: Hektorstraße 12, 10711 Berlin, e-mail: i.gleiss@imails.de.

Günter Gödde, Dipl.-Psych., Dr. phil., jur. Assessor; frei praktizierender Psychotherapeut; Dozent, Supervisor und Lehrtherapeut in der Therapeutenausbildung. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Geschichte, Theorie und Praxis der Psychoanalyse und Tiefenpsychologie. Letzte Publikation: "Traditionslinien des 'Unbewußten'. Schopenhauer, Nietzsche, Freud". (1999 Tübingen: edition diskord). Anschrift: Kuno-Fischer-Str. 20, 14057 Berlin, e-mail: g.godde@t-online.de.

Wolfgang Hegener, Dipl.-Psych., Dr. phil.; Psychotherapeut in eigener Praxis; Dozent und Lehrbeauftragter. Arbeitsschwerpunkte: Psychoanalyse, Postmoderne, Sexual- und Geschlechterverhältnisse. Anschrift: Viktoria-Luise-Platz 12a, 10777 Berlin, e-mail: w.hegener@tu-berlin.de.

Michael Heine, Dipl.-Psych., Psychoanalytiker, psychologischer Psychotherapeut, wissenschaftlicher Angestellter an der TU Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Persönlichkeitsstörungen auf Borderline-Organisationsniveau, psychoanalytische Entwicklungs- und Affekttheorien, Anwendung der OPD in Praxis und Forschung, Probleme der differentiellen Indikation. Anschrift: Technische Universität Berlin, Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften, HAD 40, Hardenbergstraße 4-5, 10623 Berlin, e-mail: michael.heine@tu-berlin.de.

Monika Hoffmann, Dipl.-Psych. Dr. rer. nat.; psychologische Psychotherapeutin, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der TU Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Psychologie in der Psychiatrie, Verhaltenstherapie, Familientherapie. Anschrift: Technische Universität Berlin, Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften, HAD 40, Hardenbergstraße 4-5, 10623 Berlin, e-mail: mohoffmann@aol.com.

Heiner Legewie, Dipl.-Psych., Dr. med., Dr. phil., Professor für Klinische Psychologie und Persönlichkeitspsychologie, Institut für Gesundheitswissenschaften der Technischen Universität Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Gesundheits- und Gemeindepsychologie, Methoden der Qualitativen Sozialforschung. Anschrift: Technische Universität Berlin, Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften, HAD 40, Hardenbergstraße 4-5, 10623 Berlin, e-mail: h.legewie@gp.tu-berlin.de.

Thomas Leithäuser, Dipl.-Psych., Dr. phil.; Hochschullehrer für Entwicklungspsychologie an der Universität Bremen, Institut für Psychologie und Sozialforschung (IPS);

Leiter der Akademie für Arbeit und Politik in Bremen. Arbeitsschwerpunkte: Psychoanalyse in den Sozialwissenschaften, Empirie des Alltagsbewußtseins. Anschrift: Postfach 330440, 28334 Bremen, e-mail: merkel@uni-bremen.de.

Heidi Möller, Dipl.-Psych., Dr. phil., PD; Lehrpsychotherapeutin und Lehrsupervisorin (DGSv, BDP, FPI) in freier Praxis, Hochschulassistentin an der TU Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Kriminologie, Psychotherapie- und Supervisionsforschung. Anschrift: Technische Universität Berlin, Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften, HAD 40, Hardenbergstraße 4-5, 10623 Berlin, e-mail: dr.heidi_moeller@t-online.de.

Brigitte Müller-Bülow, Erziehungswissenschaftlerin, Dr. phil.; Gestalttherapeutin, Supervisorin. Arbeitsschwerpunkte: Adoleszenten-Beratung, Lehreraus- und Weiterbildung. Anschrift: Brucknerstraße 19, 40822 Mettmann.

Jürgen Sahn, Dipl.-Ing., Dr.-Ing., Vizepräsident der TU Berlin, Professor am Fachbereich Physik, seit 1970 Professor für Physik an der Pädagogischen Hochschule Berlin, seit 1980 an der TU Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Festkörperphysik, Strahlenschutz, Demonstrationsexperimente. Anschrift: TU Berlin, VP 2, Straße des 17. Juni 135, 10623 Berlin, e-mail: vp02@tu-berlin.de.

Heinrich Wiesweg, Dipl.-Psych., Psychoanalytiker (DPG), Psychologischer Psychotherapeut in freier Praxis; Dozent und Lehrtherapeut an der Berliner Akademie für Psychotherapie, Lehrbeauftragter an der TU Berlin. Anschrift: Welsersstraße 10-12, 10777 Berlin, e-mail: heinrich.wiesweg@t-online.de.

Anhang – Pressestimmen

Zu jung, um alt zu sein
(Artikel aus TU intern, Nr. 2-3/2000)

Monika Hoffmann

Nach 22-jähriger Tätigkeit als Professorin der Klinischen Psychologie verläßt Eva Jaeggi die Technische Universität Berlin. Zum Abschied veranstaltete das Institut für Sozialwissenschaften der TU Berlin am 12. Februar ein Symposium. Wer verläßt uns da eigentlich? Eine österreichische Schweizerin, die nach ihrem Studienabschluss in Psychologie, Philosophie und Geschichte in Wien promovierte, anschließend in Bern als Schulpsychologin arbeitete, Studienberaterin an der Universität Bochum war, als Post-graduate der Columbia Universität New York kennen lernte. Zurück in Deutschland war sie Assistenzprofessorin an der Freien Universität Berlin, wo sie sich auch habilitierte. 1978 folgte sie dem Ruf der Technischen Universität Berlin, der sie bis heute die Treue hielt.

Eva Jaeggi, eine neugierige Wissenschaftlerin, die ihre Ideen immer an der Praxis testet. Eine begabte Lehrerin, deren konzentrierte, lebendige Vermittlung auch komplexer Zusammenhänge ihr 1997 den Titel "Champion der Lehre der Technischen Universität" eingebracht hat.

Alle Beschreibungen treffen nur einen Teil dieser sehr lebendigen Frau, die während ihrer Schaffensperiode an der TU Berlin nicht nur Wege für eine praxisnahe Ausbildung in Klinischer Psychologie ebnete. In den frühen achtziger Jahren unterzeichnete sie den ersten von nunmehr vier Kooperationsverträgen mit Praxiseinrichtungen, die rund 40 Studierenden pro Semester ein studienbegleitendes Langzeitpraktikum ermöglichen.

Darüber hinaus war Eva Jaeggi an der Etablierung und Gestaltung der qualitativen Forschung in der Psychologie beteiligt. Für sie waren die quantitativen Methoden nicht aussagekräftig genug für ihre Fragen an die gesellschaftliche Bedingtheit spezifischer Lebensformen und spezifischer Störungen.

Neben ihrer Arbeit als Wissenschaftlerin blieb sie an Praxisfragen interessiert und ließ sich, als ihr der verhaltenstherapeutische Ansatz theoretisch zu eng wurde, noch zur Psychoanalytikerin ausbilden. Sie leistete die Vorarbeiten für einen Kooperationsvertrag, der 1997 zwischen der TU Berlin und der Berliner Akademie für Psychotherapie geschlossen worden ist.

Auch in Zukunft wird Eva Jaeggi der Wissenschaft treu bleiben und daneben an der Berliner Akademie für Psychotherapie ihrer Tätigkeit als Psychologischer Psychotherapeutin nachgehen.

Tagesspiegel-Artikel

- Zeitungsartikel nur in der Printversion -

FAZ-Artikel

- Zeitungsartikel nur in der Printversion -